



Riesengebirge im Winter
Photographie von Dr. G. Ruffah in Dresden

Sächsisches Chronik



REDAKTION: B. CLEMENZ



cop. Phönix-Verlag

phot. Jüttner in Ratibor

- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13
- 1) Prinz Franz von Ratibor 2) Prinzessin Marie Amelie von Ratibor 3) Fürst von Donnersmard 4) Prinzessin Agathe von Ratibor
 5) Graf von Trautmannsdorf 6) Graf von Strachwitz 7) Forstrat Schmidt 8) Herzog von Ratibor 9) Freiherr Marschall 10) Graf
 Hendel von Donnersmard 11) Fürst zu Fürstenberg 12) Herzog Albrecht von Württemberg 13) Prinz Franz von Ratibor

Im Lenczoker Jagdrevier des Herzogs von Ratibor

Rübezahls Reich im Winter

Mit jedem Jahre vergrößert sich die Menge der Besucher des Riesengebirges, das neuerdings auch als Winter-Erholungs- und Sportplatz in Aufnahme gekommen ist. Was die Hörnerschlittensfahrt betrifft, so ist es wohl das erste Gebirge gewesen, wo dieser Sport eingeführt wurde, und auch jetzt noch nimmt er den ersten Rang hier ein. Andererseits hat sich die Schar der Skiläufer in den allerletzten Jahren ganz gewaltig vergrößert, weil man eingesehen hat, wie vorzüglich sich dieser moderne Sport gerade im Riesengebirge betätigen läßt. Aber auch der bloße Fußwanderer wird im Winter stets auf seine Kosten kommen, nicht nur durch die gesundheitlichen Vorteile der völlig staubfreien Luft, sondern auch durch die alles überwältigende Pracht der winterlichen Landschaft.

Wir werden nicht nur überrascht durch die ins endlose sich erstreckenden Schneewüsten, und die mit Schnee überschütteten Tannen, Fichten und anderen Bäume, sondern der sogenannte Raufrost zaubert Gestalten vor unsere Augen, wie wir sie selten in einer anderen Gegend vorfinden. Ursprünglich treten diese Naturerscheinungen auf, die man auch Anraum nennt, und wehe dem Wanderer, der von einer solchen überrascht wird. Wir sehen in der Ferne eine kleine Wolke, die sich aber mit gewaltiger Geschwindigkeit uns nähert und bald wie eine schwere dunkle Wolkenwand vor uns liegt. Im nächsten Moment befinden wir uns selbst darin, und nicht nur dichte Schneeflocken, auch wirkliche Eisnadeln werden uns ins Gesicht gepeitscht. Dazu kommt der eifige, Fleisch und Blut erstarrende, heulende Wind, der den Schnee und die Eistrümpfe auf alles wirft, was sich ihm entgegenstellt, Mensch, Tier, Häuser und Bäume. So entstehen so sonderbare Gestalten, daß man deren ursprüngliche Gestalt kaum wiedererkennt. Von den Tannen ist absolut nichts mehr zu sehen. Sie stehen da wie riesige Zuckerhüte. Die Häuser, über und über mit einer Eistruste überzogen, sehen aus wie gewaltige Schneehaufen, und nur hier und da ein schwarzer Fleck zeigt an, daß sich eine menschliche Behausung aus Holz oder Stein darunter befindet. Wird dann ein Licht angezündet, so erglüht das ganze Gebilde und gleicht einem schimmernden Märchenschloß. Recht kurios sehen die Wegweiser und Telegraphenstangen aus, die über und über mit einer dicken Eistruste überzogen sind, so daß vom Holz nichts mehr zu erblicken ist. Knieholz und Sträucher werden ebenfalls mit dieser dichten Schnee- und Eisedecke umhüllt und gleichen großen Schneetugeln.

Aber nicht nur die wunderbare Gestaltung dieser zahlreichen Gegenstände durch den Raufrost, sondern auch die weiten Halben und die Nadelwälder im Schneekleide üben auf den Naturfreund in dieser Winterpracht einen unwiderstehlichen Zauber aus. Der Sportsfreund auf seinem Hörnerschlitten fährt durch all diese Pracht und empfängt fortwährend neue Eindrücke. Von allen Gegenden her strömen die Touristen, und oft werden besondere Reiseveranstaltungen von den Hauptstädten wie Breslau, Berlin nach Hirschberg und Krummhübel eingerichtet, die bei Opferung auch nur weniger Tage den Teilnehmern das herrliche Vergnügen des Schlittensportes und das Genießen landschaftlicher Schönheiten gestatten. In langen Reihen ziehen dann die Pferdeschlitten vom Tal die Reisenden hinauf nach dem Kamm, oder einer der vielen Bauden, wo sich dann ein interessantes, reges Leben abspielt. Alles drängt um den riesigen Rachelofen, der meist in der Mitte des Raumes stehend eine sehr wichtige Rolle spielt; warme Getränke und feurige Weine werden genossen, und die Zungen sind bald gelöst. Ein eigenartiges Gepräge geben die böhmischen Musikanten, die von der östereichischen Seite heraufgekommen sind, und überall hört man Lachen und Scherzen. Oft sind viele hundert Schlitten versammelt, und man kämpft um den Besitz eines solchen. Es gibt natürlich eine

Menge verschiedener Bahnen, die nach allen Seiten führen, aber welche man immer nimmt, stets wird man von der überwältigenden Pracht der Winterlandschaft überrascht. Die Sommerwege liegen leicht in Schnee gebettet und vereiste Stangen zeigen ihre Richtung. Schluchten und Abgründe, dem Reuling sonst nicht erkennbar, werden von den befahrenen Bahnen vermieden und von einer Gefahr ist kaum die Rede. Hat man mehrere Tage zur Verfügung, so wird man in einer Baude übernachten, wo bezüglich Unterkunft und Verpflegung alles aufs Beste vorbereitet ist. Hier hat man auch Gelegenheit, den Menschenschlag kennen zu lernen, der da oben ein erträgliches, aber zufriedenes Dasein fristet. Für diese ist der Fremdenverkehr, als auch der Schneefall ein guter Erwerb, und es finden eine Anzahl wackerer Gebirgsbewohner als Schlittensführer einträgliche Beschäftigung, während andere das Fällen und Abfahren des Holzes im Walde übernehmen. Recht primitiv sehen oft die Herbergen aus, und nur das notwendigste Mobilien erblicken wir in ihnen. Meist ist das Saßzimmer die Wohnstube der Inhaber, und wir finden außer Betten, Tischen, Bänken, auch Milchkannen, Butterfässer, Käseformen usw. vor. Oft mischen sich kleine Ziegen, oder Geflügel unter die fröhliche Kinderschar, die da oben nie fehlt. Alles in allem, das Getriebe in jener weltverlassenen Gegend kennen zu lernen, im Vergleich zum nerventötenden Großstadtleben, ist ein Genuß seltener Art.

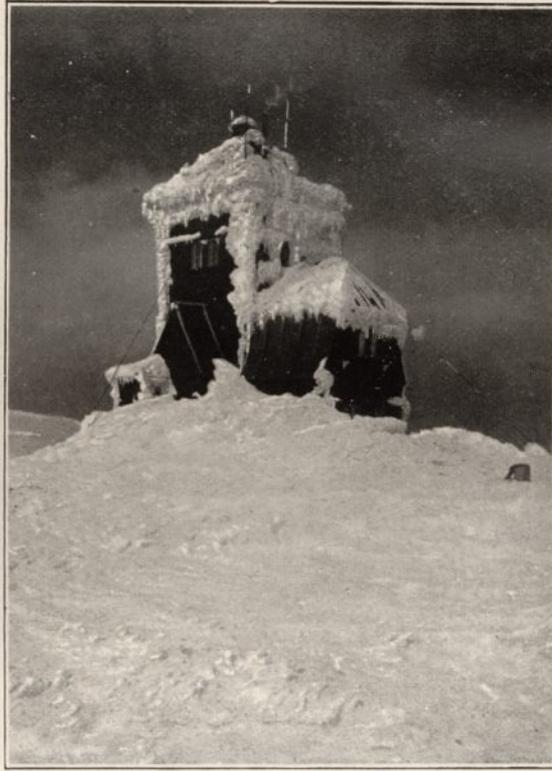
Max A. R. Brümmer

* * *

Wir bringen zum obigen Aufsatz drei Bilder aus dem winterlichen Riesengebirge, zwei von dem Verfasser und eines als Beilage Nr. 16 von Dr. Gustav Rufahl in Dresden, der sich durch derartige Aufnahmen schon einen Namen gemacht hat. Uebrigens haben diese wunderlichen Barockgebilde des Künstlers „Winter“ einen Breslauer Maler, Professor Max Wislicenus, zu einer Reihe phantasiereicher Bilder veranlaßt, die gegenwärtig im Kunstsalon Franz Hanke in Breslau ausgestellt sind. Das von der Natur angeschlagene Thema ist daran in interessanter Weise noch weiter gesponnen, in dem diese Gebilde zu allerhand menschlichen und tierischen Gestalten umgebildet sind, wie eben nur ein Künstlerauge sie sieht.

Aus der Natur

Wie eine Oase in der Kohlenwüste liegt Pleß inmitten seiner grünen Wälder. Wild aller Arten wird mit Verständnis in ihnen gehegt. Am merkwürdigsten vor allem sind die Auerochsen oder Wisente, die in Deutschland längst ausgestorben, hier eine sichere Zuflucht gefunden haben. In einem meilenweiten, sorgfältig mit hohem Zaun umgrenzten Gebiet können sie sich frei nach Gefallen bewegen. Im Sommer leben sie über ihr weites Reich verstreut in Wald und Moor, im Winter aber, wenn hoher Schnee die Wiesen deckt, treibt sie der Hunger zur Futterstelle. Dort kann man sie dann leicht beobachten. Es sind scheinbar plumpe, gleichmütige Gefellen, die wiederkäuend im tiefen Schnee liegen oder stehen, und nur ein tückisches Blinzeln hin zum Standort des Beschauers verrät, daß mit ihnen doch nicht zu spaßen ist. Besonders leicht gereizt sind die Tiere, wenn sie ihre Kälber bei sich haben, die rostbraun gefärbt sind. Es herrscht strenge Kinderzucht. Sorgfältig gehen die Kleinen den großen Stieren aus dem Wege, und wenn sogar einer der jungen Bullen im Gefühl seines Erwachsenseins seinen Platz an der Sonne behaupten will, auch wenn er einem alten Stier dabei störend ist, dann befehrt ihn ein pflegmatistischer Puff des gehörnten Kopfes in die Seite über den Augenhöhle. Zwischen den Stieren werden erbitterte Kämpfe ausgefochten, bei deren einem der „Berliner“, so genannt nach seiner Herkunft aus dem Berliner zoologischen Garten, das eine Horn verloren hat. Er muß auch im Winter in einer Hütte, getrennt von den andern gehalten werden, weil die andern Stiere ihn von der



cop. Phönix-Verlag phot. Bränner in Berlin
Das Observatorium auf der Schneekoppe



cop. Phönix-Verlag

Die Prinz Heinrich-Baude

phot. Bränner in Berlin



cop Phönit-Verlag

Auerochsen in Pleß

Futterstelle treiben. Diese besteht aus zwei gedeckten Stadeln, in denen sich lange Rauhen mit Heu befinden. In Trögen, die von außen gefüllt werden können, erhalten die Wisente auch noch Futtermehl mit Häcksel. Denn auch der Wärter geht nicht zwischen die Tiere. Es sind im ganzen 29 Stück. 9 Stiere, 15 Kühe und 5 Kälber. Die älteren Stücke werden abgeschossen, auch ab und zu eins an zoologische Gärten verkauft. Zur Blutauffrischung wird dann auch wieder mal eins angeschafft, wie eben der „Berliner“. Aus Rußland, woher ursprünglich, im Jahre 1865 die Herde gebracht wurde, stammt nur noch eine Kuh.

Dr. R. Krüger, Pleß

Bergbau

Silber- und Bleierzbergbau in Oberschlesien. In den nächstjährigen Staatshaushaltsetat sind 75 000 Mark für Versuche und Verbesserungen im Silber- und Bleierzbergbau in Oberschlesien eingestellt worden. In der Hauptsache ist diese Summe für die Wiederaufnahme des Bergbaues in dem Revier Stollarzowitz des Silber- und Bleierzbergwerkes „Friedrich“ bei Tarnowitz, wo der Betrieb in den achtziger Jahren eingestellt wurde, bestimmt. Es sollen nach der „Schles. Ztg.“ dort zwei neue Schächte abgeteuft werden.

Braunkohlen. Das Kgl. Oberbergamt zu Breslau verließ am 6. Dezember 1908 dem Fabrikanten Emil Ebeling aus Clausthal das Bergwerkseigentum zum Zwecke der Braunkohlengewinnung auf einem 2 199 981 Quadratmeter großen, in den Gemeindebezirken Rothhaus und Comprachczzk, sowie im Gutsbezirk Chmielowski bei Oppeln gelegenen Felde.

Städte — Dörfer

Breslau. Im Jahre 1909 soll mit dem Bau des neuen Verwaltungsgebäudes der Eisenbahndirektion, das auf dem Teichackerlande an der Sadowastraße südlich vom Hauptbahnhof zu stehen kommt, begonnen werden. Das neue Oberbergamt, für das die Baupläne gleichfalls fertiggestellt sind, erhält seine Hauptfront nach dem Kaiser Wilhelm-Platz mit Seitenflügeln an der Hohenjollern- und an der Kaiser Wilhelm-Straße.

Lauban. Von der Erweiterung der Töcherschule zu einer 10-klassigen wird Abstand genommen, sie besteht als Erhöbte Mädchenschule weiter.

Legnitz nimmt eine 1½ Mille-Anleihe auf, um wichtige, größere Projekte auszuführen, dazu gehört die Mädchenschulreform. Von 1909 Ostern ab wird die Mädchenschule 10-klassig ausgebaut. Ferner wird mit der Einrichtung einer 6-klassigen Studienanstalt und 1910 mit der Errichtung einer Frauenschule begonnen. — Der städtische Schlachthof soll eine neue Kühlhalle bekommen (150 000 Mark).

Striegau. Im Frühjahr 1909 wird mit der Ausführung der Kanalisation nach dem Ingenieur Rosenquistschen Projekt (550 000 Mark) begonnen.

Wohlfahrt

Eine Trinkerheilanstalt wird auf Veranlassung des Evangel. Vereins zur Errichtung von Trinkerheilstätten 1909 in Jauer errichtet.

Eine Millionenpende. Die Witwe des Bankiers Louis Hille in Breslau vermachte der Stadt testamentarisch gegen 1 000 000 Mark zu einer Altersversorgungsfürsorge für hilfsbedürftige Personen beiderlei Geschlechts ohne Unterschied der Konfession.

Reichsgraf Friedrich Schaffgotsch hat zu Weihnacht 1300 Mark an arme Schulkinder, ohne Unterschied der Konfession, soweit sie im Bereiche der Pfarrei Friedeberg wohnen, verteilen lassen.

Kirchliches

Die Mathiaskirche in Herrnsstadt ist erweitert worden; zur Einweihung hat Pastor R. Raebiger in Herrnsstadt eine ausführliche Festschrift erscheinen lassen

Technik

Der neue Zackenstauweiher bei Warmbrunn ist soeben vollendet worden, während der ihm gegenüber liegende Herischdorfer Stauweiher schon längere Zeit seiner Bestimmung dient. Die Ueberstauungsfläche beträgt beim Höchsttau für den Zackenstauweiher rund 2 Quadrat-Kilometer, für den Herischdorfer noch um ein Fünftel mehr. Beide Stauweiher halten die Hochwässer



Mathiaskirche in Herrnsstadt

(Verlag von P. Drache in Herrnsstadt), die nicht nur Kirchengeschichte, sondern Stadtgeschichte überhaupt bietet und eine Abbildung der Mathiaskirche bringt. Der Kostenschlag beträgt 32 800 Mark, darin sind 5000 Mark für Einrichtung von Niederdruckdampfheizung inbegriffen. Die Oberleitung des Baues hatte der Kgl. Kreisbauinspektor Heymann in Wohlau. Die Kirche ist zwar nicht einseitlich in Stil, doch verfehlt sie einen würdigen, massigen Eindruck nicht; der Turmkoloss ist in seiner Einfachheit ein Bild der Ruhe. Der Kirchbau, der mehrere Vorgänger hat, stammt vom Jahre 1767.

hinter einem sehr sorgfältig erbauten Erddamm zurück, welcher noch mit einer innen liegenden Tondichtung versehen ist, die eine bei längerer Dauer des Staues etwa zu befürchtende Durchweichung des Dammes verhindert. Die Länge der Staudämme beträgt beim Zackenstauweiher 3 Kilometer, beim Herischdorfer $1\frac{1}{2}$ Kilometer. Die größte Höhe des Staudammes beträgt bei ersterem 10 Meter, bei letzterem 7 Meter. Die Kosten betragen einschließlich aller erforderlichen Ausgaben für den Zackenstauweiher 1 520 000 Mk. und für den Herischdorfer Stauweiher 1 100 000 Mark.



Zadenstauweiher bei Warmbrunn

Breslauer Theater

Wenn man das Fazit der Tätigkeit der Breslauer Bühnen in der ersten Hälfte der Winteraison zieht, so ergibt sich, daß für musikalischen, leichten Unterhaltungsstoff sehr reichlich gesorgt wurde, daß dagegen Liebhaber einer guten literarischen Kost wenig oder gar nicht auf ihre Rechnung kamen.

Das Stadttheater beschränkte sich im Wesentlichen auf sein Stammrepertoire. „Fidelio“, „Don Juan“, Wagners Tonwerke, und eine ganze Reihe der alten Spieloperen gingen in bekannt guter Besetzung und annehmbarer Ausstattung über die Bretter. Wichtige Begebenheiten sind kaum zu nennen, doch einige kleinere, interessante Ereignisse, die des Erwähnens wert sind, seien hier angeführt. Strauß's „Salome“ konnte das Jubiläum der fünfzigsten Aufführung feiern, und in dieser Saison ging auch die Gounod'sche Gastoper „Romeo und Julia“ zum ersten Male nur mit einheimischen Kräften besetzt über unsre Bühne. Puccini's „Bohème“ erlebte in einer trefflichen Neueinstudierung eine stattliche Anzahl von Wiederholungen und der erfolgreiche Franzose d'Albert rüttelte mit dem Kassenmagneten „Tiefland“ an der geheiligten Tradition unseres Stadttheaters die Opernsaison mit einem Werke des Bayreuther Meisters zu begimmen. Frau Minnie Nast von der Dresdener Oper wurde bei mehreren Gastspielen von Kritik und Publikum gleich herzlich willkommen geheißen, und dem stark überlasteten ersten Kapellmeister wurde ein neuer Kollege beigegeben, der in der zweiten Hälfte der Saison wohl endgültig Führung mit Orchester und Künstlern gewinnen wird.

Die Klassiker kamen in den letzten Monaten häufiger zu Worte wie früher; und wenn wir von dem, scheinbar nicht aus der Welt zu schaffenden Manto an Ausstattung absehen, können wir von einer Reihe abgerundeter Aufführungen berichten.

Das Lobetheater hatte auf dem Gebiete des Schau- oder Lustspiels trotz mannigfacher Versuche keinen Treffer zu verzeichnen. Auch die „blaue Maus“ die einzuschlagen schien, mußte bald vom Repertoire gestrichen werden. Die Hauptmann'schen Traumstücke „Hannele“ und „Elga“, Dreyers „Tal des Lebens“, Molnars „Teufel“ verschwanden ebenfalls bald vom Spielplan und Schönthans „Georgina“ wurde sogar von einem lammfrommen Weihnachtsfeiertagspublikum abgelehnt. Die Operette hat die Direktion für diese Mißerfolge reich entschädigt. Nachdem wir noch einige „Walzerträume“ und „lustige Witwen“ als liebe Erinnerungen an die vergangene Saison vorgezekt bekommen hatten, erschien der neue Operettenkönig Leo Fall mit seinem „Fidelen Bauer“ zum ersten Male auf einer Breslauer Bühne. Der Erfolg blieb stark hinter den Erwartungen zurück und der millionen-

schweren Miß blieb es vorbehalten, Flut in die von dauernder Ebbe heimgefluchte Lobetheaterkasse hineinzuführen. Die „Dollarpinzessin“ hat in der vergangenen Saison vierzigmal das Haus gefüllt und, wenn nicht alles täuscht, werden wir in wenigen Monaten ihre 100ste Aufführung mitfeiern können.

Das Thaliatheater war allsonntäglich von einem einfachen Volkstheaterpublikum, das einmal tüchtig lachen wollte, besetzt, und in der Woche fanden fast täglich Volksvorstellungen oder Sonderaufführungen für Vereine, stets mit einem für die Kasse erfreulichen Erfolge statt.

Das Schauspielhaus, von dessen energischen Bemühungen seinem Namen gerecht zu werden, wir mit Freuden berichten, hatte auf dem Gebiete des Schau- und Lustspiels keine besonderen Erfolge. Zwei Novitäten — das englische Rührstück „Ordnung im Hause“ und die gleichfalls von einem britischen Autor stammende, leidlich amüsante „Lady Frederica“ — erwiesen sich als wenig zugkräftig. Mehr Glück hatte die Direktion, als sie des toten Sardou ewigjunges Lustspiel „Cyprienne“ zu neuem Leben erweckte. Jbsen kam einmal mit den „Gespenstern“ und einige Male mit „Hedda Gabler“ zu Worte. Von Klassikervorstellungen bot man uns Schillers „Räuber“ und in sehr stimmungsvoller Ausstattung Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen.“

Die Operettensaison begann mit einer Neueinstudierung der „Fledermaus“. Die Strauß'sche Meisteroperette vermochte sich aber trotz des Aufwandes an Kostümen und Dekorationen nicht auf dem Spielplan zu erhalten, und dem aus fünfundzwanzigjährigem Schlafe erweckten Millöcker'schen „Gasparone“ ging es nicht viel besser. Da erschien ein erotischer Potentat der Direktion als Retter in der Not. Der „Fürst von Marokko“ kam und feierte wenige Wochen nach seinem Debüt bereits das Fest des fünfundzwanzigsten Erscheinens auf den Brettern des Schauspielhauses. Karl Weis, den wir als erfolgreichen Verfasser der Traum- und Schaueroper „Der polnische Jude“ kennen, traf mit seiner Operette, „Der Revisor“ nur teilweise den Geschmack unseres Publikums. Dagegen bedeutete des früheren Schauspielhauskapellmeisters Jarno neuestes Werk „Die Förster-Christel“ wieder einen Sieg auf der ganzen Linie.

Für die zweite Hälfte der Saison haben unsere Bühnenleiter eine Reihe von interessanten Novitäten erworben. Das Schauspielhaus rückt mit der vielumstrittenen Groteske „Gretchen“ und L'Arronges „Grieldis“ ins Feld und in den vereinigten Theatern seien von in Aussicht genommenen Premieren Strauß's „Elektra“, Schönherr's „Erde“, Hardts „Tantris der Narr“ und Thomas köstliche Satire „Moral“ genannt.

Breslau, Anfang Januar 1909

Fritz Ernst

Verkehr

Automobil-Verkehr wird zwischen der Stadt Neumarkt und dem Bahnhof eingeführt werden; die Siemens-Schuckert-Werke werden voraussichtlich den Betrieb einrichten.

Heimatschutz

In Waldenburg ist in einer der letzten Stadtverordnungen ein Ortsstatut im Sinne des Heimatschutzes, wie es schon einige schlesische Städte haben, angenommen worden.

Ausgrabungen

Eine vorgeschichtliche Grabstätte wurde beim Kiefenroden auf einem Grundstück von Pfeifferbahn bei Crotten a. O. freigelegt. Man fand neun Gefäße von verschiedener Größe. Besonders bemerkenswert ist eine von einem Kiefenstock umwachsene, mächtig große Urne, die leider bei der Freilegung in Stücke ging. Die übrigen Urnen sind dem Crottenener städtischen Museum überwiesen worden. Es sind sogenannte Buckelurnen aus der älteren Bronzezeit.

Bereine — Gesellschaften

Waldenburger Altertumsverein. Vor kurzem ist in Waldenburg ein Altertumsverein für das Waldenburger Bergland gegründet worden; zum Vorsitzenden wurde Erster Bürgermeister Geheimrat Regierungsrat Nießner gewählt. Der bereits 130 Mitglieder zählende Verein hat sich die Aufgabe gestellt, Schriftstücke, Kleidungsstücke, Geräte, Bilder usw. aus früherer Zeit, besonders aber Altertümer aus der Gebirgsgegend, zu sammeln.

Der 37. Schlesische Bädertag fand am 17. Dezember in Breslau statt. Bürgermeister Dengler, der sein Amt als Bürgermeister von Reinerz niedergelegt hat, wurde auf Lebenszeit zum Vorsitzenden gewählt.

Wissenschaft

Bei der Universität Breslau sind für den Winter 1908/9 insgesamt 2248, darunter 50 Studentinnen, immatrikuliert.

Zur Erweiterung der Medizinischen Klinik sind als erste Rate 80 000 Mark in den Entwurf zum nächstjährigen Staatshaushaltsetat eingestellt worden. Die ganzen Kosten sind wie folgt veranschlagt worden: I. Poliklinik und Hydrotherapie: Baukosten einschließlich der tieferen Fundierung 53 900 Mark, bauliche Änderungen im Altbau 14 500 Mark, Außenanlagen 6000 Mark, innere Einrichtung 11 200 Mark, II. Oestlicher Krankenflügel: Baukosten einschließlich der tieferen Fundierung 22 050 Mark, bauliche Änderungen im Altbau 14 500 Mark, Außenanlagen 2900 Mark, innere Einrichtung 2400 Mark. Die Gesamtkosten stellen sich hiernach auf 127 250 Mark (exkl. der apparativen Ausstattung).

Persönliches

Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen hat seinem Wunsche entsprechend, beim Landratsamt in Glatz sieben Monate lang in Verwaltungsdienst gearbeitet, um diesen Zweig staatsmännischer Tätigkeit kennen zu lernen. Die Blätter wußten oft und viel von den Besuchen des Prinzen in den Sitzungen der Kommunalbehörden, in Schulen, in Fabriken usw. zu melden. Immer hatte der Prinz sein Interesse bekundet. Auf dem Abschiedsdiner, das am Sonnabend, den 18. Dezember, im Schlosse zu Camenz stattfand, erklärte der Prinz, daß er diesen Weg zu seiner Information gewählt habe, weil Fürsten sonst die Wirklichkeiten des Lebens selten richtig beobachten können. Er schloß mit einem Hoch auf die Grafschaft Glatz und den Herrn Landrat von Steinmann. Mit besonderer Zinnigkeit hat Prinz Friedrich Wilhelm an der Grafschaft Glatz gehalten und seine dauernde Zuneigung eben durch seine intensiven Arbeiten im



Bürgermeister a. D. Geheimrat Muehl
Ehrenbürger von Breslau

Verwaltungsapparat des Kreises Glatz bekundet. Ein schönes Geschenk ist ihm überreicht worden: eine Sammlung von Abbildungen der besuchten Städte und Ortschaften der Grafschaft. Der Prinz hat zur Erinnerung an seine amtliche Tätigkeit dem Landratsamt sein in Lebensgröße ausgeführtes Oelgemälde geschenkt.

Der Chef des Generalstabes des VI. Armeekorps, Oberst (mit dem Rang eines Brigade-Kommandeurs) von Garnier ist anstelle des mit dem Charakter als Generalmajor zur Disposition gestellten Obersten Grafen von Pfeil und Klein-Ellguth zum Kommandeur der 11. Kavallerie-Brigade in Breslau ernannt worden. Zum Chef des Generalstabes des VI. Armeekorps ist der Oberstleutnant Graf von Pfeil und Klein-Ellguth, bisher Kommandeur des Manen-Regiments Nr. 16 in Salzwedel ernannt worden.

Der ordentliche Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität Breslau, Dr. Otto Hoffmann hat einen Ruf in die Universität Münster als Nachfolger des nach München berufenen Professor Dr. Streitberg erhalten.

Den ordentlichen Professoren in der philosophischen Fakultät der Universität Breslau, Dr. Georg Kaufmann und Dr. Julius Wolf, ist der Charakter als Geheimrat verliehen worden.

Dem Regierungs- und Baurat Maas (Breslau) ist der Charakter als Geheimrat verliehen, dem Gymnasialdirektor Professor Dr. Moller (Breslau) und Bürgermeister Dengler (Reinerz) der Charakter als Geheimrat verliehen worden.

Nachruf

Bürgermeister a. D. Muehl †. Bürgermeister a. D. Otto Muehl ist am 28. Dezember gestorben. Am 29. April 1907 hatte er in seinem Amtszimmer im Rathause zu Breslau einen Nervenschlag erlitten; seitdem kränkelte er, und zuletzt hatte er ein längeres Leiden zu bestehen. Seit dem 1. April 1908 war er in Pension gegangen. Herr Muehl war 1841 in Königsberg geboren, er hat also ein Alter von 67 Jahren erreicht. Im Dienste der Stadt stand Geheimrat Muehl von 1886 bis 1907. Er war damals Amtsgerichtsrat in Breslau und wurde, ohne daß er sich um den Posten beworben hatte, am 11. Januar 1886 von der Stadtverordnetenversammlung

lung an Stelle des damaligen Stadtrats, jetzigen Land-schaftsyndikus Geh. Regierungsrats Geisler, zum Stadtrat gewählt und am 25. Juni 1886 in sein Amt eingeführt. Nach Ablauf seiner zwölfjährigen Amtsperiode wurde er am 13. Januar 1898 wiedergewählt. Nach dem Tode des Bürgermeisters Jaenicke wurde Stadtrat Muehl am 18. Februar 1904 zum Bürgermeister gewählt und am 28. April als solcher eingeführt. Im März d. J. erhielt er den Charakter als Geh. Regierungsrat und bei seiner Pensionierung ernannten ihn die städtischen Behörden zum Ehrenbürger von Breslau.

Redakteur Carl Hartmann †. Am 12. Dezember 1908 entschlief nach kurzer, schwerer Krankheit Redakteur Carl Hartmann im Alter von 56 Jahren in Münsterberg. Mit ihm scheid eine in ganz Schlesien bekannte und geachtete Persönlichkeit und einer der verdientesten Bürger Münsterbergs aus dieser Zeitlichkeit.

Ursprünglich das väterliche Manufakturwarengeschäft betreibend übernahm er, seine Neigung für intensivere Geistestätigkeit folgend, vor 15 Jahren die Redaktion der Münsterberger Zeitung. Begabt mit ganz ungewöhnlichem Kunstsinne auf allen Gebieten war er von glühendster Liebe für seine Vaterstadt besetzt, die er in ausgiebigster Weise mit ungeahntem Erfolge betätigen konnte. In seiner Eigenschaft als Stadtverordneter, Kreistagsabgeordneter, Kirchenvorstandsmitglied und Denkmalspfleger hatte er erheblichen Anteil an der künstlerischen Ausgestaltung des Rathauses und Kreis-hauses, war er die treibende Kraft bei der Renovation und Ausschmückung des Wahrzeichens der alten Fürstentumsstadt, des St. Georgmünsters, ebenso bei der Erhaltung und Renovation des Patschauer-Torturmes. Das Eintreten für diesen, von dem eine Ortszeitung schrieb „Fort mit dem Vieft“, zog ihm besonders viele Anfeindungen zu.

Sein dauerndes Denkmal hat sich der Verstorbene aber selbst durch den Stadtpark gesetzt; für dieses sein Lebenswerk konnte er sich mit ungeahntem Erfolge der Beihilfe edler Gönner, die er dafür immer und immer wieder zu interessieren verstand, erfreuen. Beginnend mit der Erlaubnis, auf einem in Privatbesitz befindlichen Hügel eine Bank aufzustellen, besitzt heute der von dem Verewigten vor 22 Jahren gegründete Verschönerungsverein ein Gelände von etwa 45 Morgen Schmuckanlagen. Auch als dramatischer Dichter betätigte sich Hartmann. Zur 275jährigen Jubelfeier der Schützengilde verfasste er das geschichtliche Festspiel „Albertus Helbigius, Münsterbergs edler Bürgermeister“, das unter freiem Himmel vor dem Rathaus von 250 Teilnehmern aufgeführt, dem Verfasser reiche Anerkennung brachte. Ferner wäre noch zu nennen das der Naturgenie angepaßte Festspiel zur Einweihung des Juliusbrunnens. Die Herausgabe der wertvollen Chronik von Münsterberg (Verlag Diebitz, Münsterberg) durch seinen Bruder ist wohl von dem Verstorbenen angeregt worden, jedenfalls sind ihm die grundlegenden Arbeiten zu verdanken. Stadt und Kreis Münsterberg haben durch das Hinscheiden

dieses Mannes, der mit Idealismus und Kunstsinne Tatkraft und selbstlose Opferfreudigkeit verband, einen für das Gemeinwohl unersehbaren Verlust erlitten.

Schopliä

Chronik

Dezember

16. In vielen Orten Schlesiens treten Masern und Scharlach epidemisch auf, besonders im ober-schlesischen Industriebezirk.

17. Von Brückenberg wird ein heftiger Föhn gemeldet, der bei 5° + R nachts Tauwetter brachte.

20. In Glaz brannte das Theater „Glaser Brauhaus“ nieder. Das Feuer entstand abends 10¹/₂ Uhr während der Vorstellung der „Förster-Christel“. Bei der Panik wurden acht Personen verletzt.

24. Das Weihnachtsfest ruft trotz des wenig weihnachtlichen Wetters einen flotten Geschäftsgang hervor.

25. Heut setzt Winterwetter ein.

26. Schneefall in ganz Schlesien, der den Wintersport aufruft. Das Riesengebirge ist trotz der dünnen Schneedecke stärker besucht wie voriges Jahr.

27. Auf den Breslauer Bahnhöfen herrscht ein außerordentlich starker Verkehr, besonders in der Richtung Oberschlesien.

28. Heute früh von etwa 5 Uhr 27 Min. an verzeichneten die Instrumente in Kriern ein sehr heftiges Erdbeben in einer Entfernung von etwa 2000 Kilometern. Es ist dies das stärkste Beben, das die Instrumente bisher verzeichneten. Es handelte sich um die furchtbare Katastrophe auf Sizilien und Kalabrien, wobei Messina und viele andere Orte verwüstet wurden.

Die Toten

Dezember

10. Rittergutspächter Richard Uhl, Breslau.
12. Geh. Kommerzienrat René v. Boch-Galbau, Mettlach. Redakteur Carl Hartmann, Münsterberg, 56 Jahre.
15. Brauereibes. Albert Kempa, Kreuzburg O.-S., 52 J.
16. Stadtkältester Wilhelm Volke, Reize 63 Jahre.
17. Hauptlehrer Joh. Bragulla, Juliusburg.
18. Apotheker Richard Ruch, Breslau.
19. Berginspektor Julius Triebis, Bleischarleygrube.
21. Direktor Heinrich Huber, Venberg b. Marklissa. Dr. Hohmann, Tschirna. Rektor a. D. August Lusius, Breslau, 72 Jahre.
22. Dr. med. Curt Jurok (Dresden), Liegnitz, 39 Jahre.
23. Kommerzienrat Adolf Giesel, Breslau, 73 Jahre. Spinner-Direktor Emanuel Weese, Petersmalda, 80 Jahre.
24. Sanitätsrat Dr. Julius Sachs, Hirschberg.
26. Brauerei-Direktor Dr. Friz Butter, Breslau, 13 J. Erzpriester Paul Obst, Zirkwiz, 66 Jahre.
27. Prof. Dr. R. Pischel (Madras), Breslau, 59 Jahre.
28. Anna Freistrau von Ohlen und Adlerstron, geb. von Robenau, Breslau, 72 Jahre. Berginspektor Richard Boer, Nicolai, 55 Jahre.
30. Apotheker Paul Günzel, Breslau.

Jeder Tag im neuen Jahre

bringt Ihnen neuen Genuss, wenn Sie **Salem Aleikum** rauchen, die feinste Cigarette und deutsches Fabrikat aus erlesenstem orientalischen Tabak.

Salem Aleikum-Cigaretten, keine Ausstattung, nur Qualität.

Preis:

Nr. 3	4	5	6	8	10
3 ¹ / ₂	4	5	6	8	10

 Pfennige das Stück.



Die Einführung der Stein'schen Städteordnung in Schlesien

Von Prof. Dr. H. F e c h n e r in Breslau

Vor kurzem haben viele Städte Preußens den hundertjährigen Bestand der Stein'schen Städteordnung gefeiert; andere werden es noch. Wie sehr sie dazu berechtigt waren und sind, kann schon ihr Anblick lehren, wenn man sich vergegenwärtigt, wie sie noch vor 50 Jahren ausgesehen haben. Nicht bloß die großen Städte, deren Volkszahl fort und fort erstaunlich anwächst, und deren Etat den so mancher deutschen Staaten übertrifft, sondern auch die mittleren und selbst viele kleine erfreuen sich stattlicher Anlagen zum Ergehen ihrer Bewohner und großartiger Einrichtungen der Wohlfahrtspflege, die schon Fremde herbeigezogen haben, um das Kommunalwesen der preußischen Städte kennen zu lernen, und offenkundig rührt alles dieses von der Selbstverwaltung her, die die Bürger gelehrt hat, durch Opfer an ihrer Zeit und ihrem Vermögen der Gesamtheit ein höheres Wohlfühlen zu verschaffen. Nicht zum wenigsten haben die schlesischen Städte Ursache, sich der Wohlthat, die ihnen der Reichsfürst vom Stein erwiesen hat, in Dankbarkeit zu erfreuen. Dies wird jedem deutlich und eindringlich gemacht durch das neue Buch von Dr. Johannes Ziekursch, einem jüngeren Forscher in Breslau, der sich durch mehrere Publi-

kationen schon einen guten Namen erworben hat: „Das Ergebnis der friderizianischen Städteverwaltung und die Städteordnung Steins“. Einige Mitteilungen aus diesem gründlichen, aus den Akten geschöpften, inhaltreichen Buche werden dies zeigen und hoffentlich seinem Verfasser in weiten Kreisen Leser gewinnen.

Zur Zeit Friedrichs des Großen gab es 130 akzissbare Städte in Schlesien; aber über die Hälfte davon, 75, waren Mediatstädte, d. h. sie gehörten einem Grundherrschaft, der nicht bloß den Magistrat einsetzte und seine Mitglieder unter Umständen absetzen konnte, sondern auch die Justiz und die Stadtverwaltung beherrschte und Einkünfte von den Kammereigütern, von Zinsen und allerhand Abgaben der Bürger hatte, ja vielfach auch Frondienste geleistet erhielt. Die königliche Regierung suchte mehr und mehr Einfluß auf die Stadtverwaltungen zu erlangen; dies tat sie besonders durch die Steuerräte, deren es im Glogauer Departement 3, im Breslauer 7 gab, und die in ihrem Bezirk die Aufsicht über die Städte hatten; seit 1751 setzte die Regierung in jeder Stadt einen Polizeibürgermeister, später auch einen Feuerbürgermeister neben dem vom Grundherrschaft

eingesetzten Bürgermeister ein; von jenem wurde die Verwaltung des städtischen Eigentums kontrolliert. Außerdem setzte die Regierung (damals Kammer genannt) auch die Ernennung von Invaliden zu Magistratsmitgliedern durch. Wichtige und außerordentliche Beschlüsse über das Rämmereivermögen unterstanden auch der Bewilligung von gewählten Repräsentanten der Bürgerschaft, die die größte Stadt, Breslau, jedoch erst 1793 erhielt. Die Bürgerchaften hatten das dumpfe Gefühl, daß ihr Untertanenverhältnis zum Grundherrn nicht berechtigt sei; es gab infolgedessen oft Prozesse zwischen den Bürgern und den Grundherren; auch ärgerliche Szenen ereigneten sich, wenn die Grundherren in brutaler Weise die Grenzen ihrer Stellung überschritten; der von Neurode wurde nach jahrelangem Streit mit der Stadt zu 100 Dukaten Strafe verurteilt.

Die Immediatstädte wurden als königliche Domänen angesehen; ihre Magistrate wurden von der Regierung ernannt, mit den seltenen Ausnahmen, wo man ihnen ein Vorschlagsrecht einräumte, das aber der Bestätigung in jedem einzelnen Falle durch die Regierung unterlag. Der erste Bürgermeister hatte in der Regel den Titel Stadtdirektor; neben ihm gab es seit 1777 einen Feuerbürgermeister, außerdem einen Justizdirektor, einen Prokonsul, einen Rämmerer und mehrere Ratmänner, in größeren Städten einen Stadtschreiber oder Notar. In Breslau bestand der Magistrat aus einem Ratsdirektor, einem Ratsvizedirektor, einem Bürgermeister, 9 Ratmännern, 4 bezünsteten Ratmännern, 2 Syndicis und 2 Stadtssekretären; die obersten drei Stellen wurden vom Könige ernannt; für die anderen Stellen schlugen diese je 3 Kandidaten der Kammer vor, so daß auch diese so gut wie vom Staate ernannt waren. Dazu kamen 2 Polizeidirektoren. Seit 1787 war der Breslauer Magistrat in vier Departements geteilt, in den größeren Städten Schlesiens wurden seit den siebziger Jahren besondere Stadtgerichte eingesetzt, deren Mitglieder nur zum kleinen Teil dem Magistrat angehörten. Die Magistratsmitglieder hatten demgemäß mehr oder weniger den Charakter königlicher Beamten; sie waren meistens invalide Offiziere, denen man diese Stellen zur Versorgung gegeben hatte. Die Etats der städtischen Verwaltung wurden von der Kammer aufgestellt; eine bestimmte Summe wurde an die königliche Dispositionskasse abgeliefert, ebenso die etwaigen Ueberschüsse. Das städtische Eigentum nahm von Beginn der preußischen Herrschaft die Regierung in Beschlag. Dazu kamen Gehälter, Diäten, Douceurs, Pensionen an

verdiente Offiziere und Beamte, seit 1759 auch Beiträge zur Manufakturkasse. Den größeren Städten wurden Pflichten auferlegt, wie Anlage von Waidfeldern und Maulbeerplantagen. Auf der städtischen Bevölkerung lag die Akzise, der nicht unbedeutende Servis für die Garnison, dazu gewerbliche Abgaben. Wo es an städtischem Vermögen fehlte, mußte zu direkter Besteuerung gegriffen werden. Mit Recht wurde schon damals, auch vom Minister Grafen Hoym geklagt, daß die Städte, der Bürgerstand, hinter dem flachen Lande, dem adligen Grundbesitz und den ländlichen Industrien in unbilliger Weise zurückgesetzt und hart bedrückt würden. Die Städte gerieten sichtlich in Verfall; die Polizei wurde in den kleineren mangelhaft ausgeübt, das Gefängniswesen spottete selbst in Breslau aller Humanität, die Schulen waren vielfach in traurigem Zustande, weil es an Mitteln fehlte, die Lehrer genügend zu besolden und Schulkolale herzurichten. Selbst wohlgemeinte königliche Verordnungen trugen mitunter dazu bei, daß der Wohlstand zurückging. Das Gebot, Ziegeldächer und nicht mehr Schindeldächer zu führen, veranlaßte in Patzschkau bei der allgemeinen Armut vieler Bürger, ihre Dächer garnicht mehr zu reparieren. In Münsterberg war das Dach des Rathauses so verwahrlost, daß man bei Regenwetter, wie ein Zeitgenosse es ausdrückt, auf dem Rathaussaale hätte schiffen können. Die Dächer der Fleischbänke waren dort völlig verschwunden. Die Höfe der Münsterberger Rämmereigüter waren im ärgsten Verfall; eine Scheuer lag in Schutt, eine andere und die Ställe drohten einzustürzen. In Jauer waren die städtischen Gebäude baufällig, der Stadtwald war fast ruiniert, die Stadt häufte Schulden auf Schulden. Nach Vorbringung dieser und anderer Beispiele ruft der Verfasser aus: „Nach solchen Zeugnissen dürfte wohl jedem der Versuch, nach gewohnter Art ein brausend Loblied auf die gute alte Zeit des friderizianischen Staates anzustimmen, kläglich im Halse stecken bleiben“. Dabei verkennet er keineswegs die günstigen Wirkungen der preußischen Herrschaft. Die Bauart und Bedachungsart der Häuser verbesserte sich, freilich langsam und nicht überall; die Straßen gewannen allmählich ein sauberes und schmukeres Aussehen. Das Feuerlöschwesen wurde energisch verbessert, die Gesundheitsverhältnisse nicht minder durch Verlegung der Kirchhöfe vor die Tore, durch Vermehrung der Apotheken, Chirurgen und Hebammen; Marktordnungen ordneten den Handelsverkehr zwischen Stadt und Land. Die Bevölkerung lernte unter der preußischen Verwaltung Sparsamkeit, Ordnung, Pünktlichkeit und Gehorsam,

sie erfuhr den Segen der Toleranz und wurde der Zugehörigkeit zu einem großen, lebendigen, vorwärtsstrebenden Staatswesen inne. Der Gemeingeist erwachte, menschenfreundliche Bestrebungen und solche auf dem Gebiete der Geisteskultur entwickelten sich stärker. Ohne diese Sinneswandlung hätte die Stein'sche Städteordnung überhaupt nicht Wurzel schlagen können. Aber es ist klar, daß bei dem Zustande der schlesischen Städte die Schwierigkeiten ihrer Einführung turmhoch waren und diese selbst vielfach auf Widerstand stieß.

Die Schwierigkeiten wurden gesteigert durch die mit dem neuen Jahrhundert einziehenden Nebel, die Störung des Handels, eine enorme Steigerung der Lebensmittelpreise, Mißernten, Teuerung, Hochwasser und schließlich die entsetzliche Bedrückung durch den Einbruch der Franzosen und Rheinbundstruppen 1806 und 1807 mit ihren Folgeerscheinungen, den Seuchen und furchtbarstem Elend, das sich ins Unendliche steigerte, als die Franzosen auch 1808 noch im Lande blieben. Ihre Verpflegung kostete die Provinz täglich 70—80 000 Taler. Mehrere ober-schlesische Städte waren völlig außer Stande, Akzise und andere Staatsabgaben zu entrichten. In mehreren Städten, in Tarnowitz, Breslau, Oppeln und Gohrau kam es den preußischen Beamten gegenüber zu Unruhen; selbst französisches Militär mußte man herbeirufen, um die Ordnung herzustellen.

Unter solchen traurigen Umständen ist es nur natürlich, daß die Städteordnung, welche den Bürgern ganz neue Pflichten auflegte, auf Widerstand und üblen Willen stieß; ihre Wohltaten, der Wegfall der sie bedrückenden staatlichen Bevormundung und der militärischen Uebergriffe, die Ersetzung des bureaukratischen Zentralismus durch die Selbstverwaltung konnten sich nur langsam geltend machen. Am schnellsten wohl begrüßte man die völlige Trennung der Justiz von der Verwaltung und die Verringerung des Unterschiedes zwischen den Mediat- und den Immediatstädten. Aber zunächst wurden nicht bloß von der Bureaucratie, sondern auch aus der Mitte der Bürgerschaften die stärksten Protestationen gegen die Städteordnung laut. Die in dem kleinen Städtchen Löwen gewählten Magistratsmitglieder flehten, sie schleunigst von ihrem Amte zu befreien, und erklärten, die Einführung der Städteordnung ginge über ihre Kräfte, es fehlte ihnen an Kenntnissen und der Zeit dazu; die Stadtverordneten fügten hinzu, das Gesetz scheitere an der Armut und Dummheit der Bürger. In Breslau widerstrebten die Bewohner der Vorstädte, die mediat meist unter geistlichen Herrschaften standen, der Aufnahme in das Bürgerrecht, weil sie davon nur

Belastung fürchteten, wobei ihre Herrschaften sie eifrig unterstützten. In Oberschlesien war der Mangel an Bildung ein schweres Hindernis. In Lublinitz konnten von 115 stimmfähigen Bürgern nur 11 schreiben; in Gohrau vermochte nur einer von den 24 Stadtverordneten das Protokoll zu führen. Selbst im Glogauer Departement mußte die Wahl von Analphabeten zugelassen werden. In Breslau wurden 39 Kaufleute, 2 Gelehrte, einige Beamte, ein Vorwerksbesitzer und 69 Gewerbetreibende zu Stadtverordneten gewählt; die Studierten waren fast ausgeschaltet. In Oberschlesien wurden Analphabeten selbst in die besoldeten Magistratsämter gewählt, was freilich die Regierung aufhob. Man griff deshalb vielfach zur Wahl früherer Bürgermeister und Ratmänner. In Guttentag war der Magistrat jahrelang unvollzählig. Die polnischen Städte Oberschlesiens waren für die Selbstverwaltung völlig unreif. Die Bürgermeisterposten in 128 schlesischen Städten bekleideten nach den Wahlen von 1809 41 Juristen, 32 Subalterne, 1 Kreissteuereintnehmer, ein früherer Feldwebel, ein Regimentsquartiermeister, ein Proviantkommissar und ein Schwadronschirurg, also 78 Berufsbeamte und 50 Bürger. Handwerker hatten die Mehrheit in den Stadtverordnetenversammlungen; sie bekleideten 18 Bürgermeister-, 28 Rämmerer- und fast die Hälfte der unbesoldeten Ratmännerstellen. Durch die Städteordnung wurde im Durchschnitt der fünfte Teil der Bürger für die städtischen Ämter und Verpflichtungen in Anspruch genommen. Segen die Belastung durch Selbstbesteuerung erhob sich, besonders gegen die Pensionszahlungen und die durch die Franzosen verursachten Steuern, mehrfacher Widerspruch. Die Steuerräte und früheren Stadtdirektoren fällten in ihren Berichten vielfach ein ungünstiges Urteil über die Wirkung der Städteordnung; einige Berichte erkannten aber das Wohlthätige derselben an; der Schweidnitzer Steuertrat schrieb, Gemein Sinn, Ruhe und Schnelligkeit seien die unverkennbaren Vorteile der neuen Verwaltung. Die wichtigste Wirkung der Städteordnung war aber die Weckung vaterländischer Gesinnung und Anhänglichkeit an den preußischen Staat. Dies zeigte sich schon 1812 bei Errichtung der Bürgergarden, die trotz der Belastung mit Ausgaben für Uniformen und Waffen doch in den meisten Städten zustande kamen, wenn auch vielen Gardisten das Tragen ihrer schwarzen Röcke gestattet werden mußte. 1813 wurden die Bürgergarden der Landwehr einverleibt. Der Patriotismus flammte allenthalben beim Anblick der elenden aus Rußland zurückkehrenden Trümmer der großen Armee auf.

Wenn nun trotz des Mangels an fast allen Vorbedingungen die Städteordnung nicht nur in den großen, sondern auch in den früher abhängigen und kleinen Kommunen sich behauptet und sich segensreich gezeigt hat, so ist dies ein Zeugnis einerseits für die Weisheit ihres genialen Begründers, des Reichsfreiherrn

vom Stein, andererseits für den tüchtigen Kern der schlesischen Stadtbürger, der sich unter dem Zwange und Drucke des bürokratischen Staats gesund erhalten und schon im Aufschwunge des Jahres 1813 herrliche Blüten und Früchte gezeitigt hat.



cop. Vöbniz-Verlag

Kreuzburg

Aus Gustav Freytags Vaterstadt

Von Gerhard Menz in Breslau

Am 24. Juli 1816 trug man den Jungen zur Taufe, der einst Kreuzburgs größter Sohn, sein Stolz werden sollte. Die Leute — es waren eine stattliche Reihe von Vätern — hatten nicht weit zu gehen. Nur über die Straße war's, und wenn die damals auch noch schlechtes, vielleicht gar kein Pflaster hatte, es war keine Anstrengung. Ob die Sonne wohl hell vom Himmel schien und goldiges Licht durch die hohen, bunten Fenster in das dämmerige und darum doppelt weihevoll Dunkel der Kirche sandte, daß man den Staub in ihrem Scheine tanzen sah — ob die Toten, die da im stillen Kämmerlein rings um das Gotteshaus ausruhten für immer, wohl aufhorchten, als man das junge Leben vorübertrug?

Es war doch ein Ereignis für die kleine Stadt, daß man des Herrn Doktors Erstgeborenen taufte. Hinter den blanken Fensterscheiben der kleinen, einstöckigen Häuser mit den schrägen Ziegeldächern mag manches Augenpaar dem Zuge gefolgt sein. Vielleicht sind sie auch vor die niedrigen Haustüren getreten. Der Herr Doktor war ja allbekannt und wohlgeachtet. Sie hatten ihn sogar zum Bürgermeister gemacht, und bis zu den Tagen, da die Wellen des tollen Jahres der Revolution auch bis an dieses kleine Städtchen hier hinten an der polnischen Grenze brandeten, hat er seine Geschicke geleitet. Er hat kein leichtes Amt gehabt. In schwerer Zeit hat er die Zügel der städtischen Regierung in die Hand

genommen. Mehr als einmal klagt er in seinen Berichten, wie sauer es ihm wird. In kurzem Entschluß hat er auch eines Tages die Bürde abgeworfen. Er ging nach Pitschen, den alten Beruf wieder aufzunehmen und wieder den Kranken zu leben. Aber man rief ihn zurück, und er kam wieder und hat dann treulich ausgehalten, ein Mann noch der alten Zeit, der staunend auf das neue Leben um sich sah, das sich an allen Orten und Ecken regte, das, wie aus langem Schlafedurch hellen Ruf der Zeit geweckt, hervorkam aus seinen dunklen Winkeln und sich reckte und dehnte und wuchs. Erst als der alternde Mann die neue Zeit gar nicht mehr verstand, als das junge Leben gärend überschäumte, drohend auch die letzten Fesseln abstreifen wollte, da legte er kopfschüttelnd den Spaten aus der Hand und räumte seinen Platz im Weinberge des Herrn einem jüngeren. Er hatte seine Pflicht getan. Noch war das Stürmen der Zeit nicht verbraust, das seinem Sohne als frischer Wind neuen Lebens um die Stirn strich und die heiße Wange kühlte, da fielen die Schollen schon mit hohlem Klang auf seinen Sarg. Er war mit seiner Zeit zur Rüste gegangen.

Nicht viel ist von seiner Person und seinem Wirken bei den Nachkommen lebendig geblieben. Vielleicht, daß eine fleißige Hand einmal aus den Papieren des Stadtarchivs, die als stumme Zeugen übrig geblieben aus jener Zeit und unter Staub und Spinnweben ungestört schlummern, ein Bild seiner Amtstätigkeit erstehen läßt. Nur einen kleinen Zug kann ich verraten. Ich hab's von einer gehört, die den Gestrengen noch von Angesicht zu Angesicht gesehen, heut ein altes Mütterchen im grauen Haar. Freilich, ob es wirklich so gewesen, ich kann's nicht beschwören. Also, man erzählte sich: Wenn der Herr Bürgermeister Freytag, ein Mann von ziemlichem Leibesumfang, sich

ein Paar neue Beinkleider fertigen lassen wollte, dann wurde — das lange Maßnehmen war ihm nämlich offenbar zu umständlich — beim Sevatter Schneidermeister — die Diele in der großen Stube schön geschauert und mit weißem Sand bestreut. Darauf legte sich das würdige Stadtoberhaupt nieder. Die Konturen seiner unteren Extremitäten wurden schön genau in den Sand abgezeichnet, und das war dann das Maß für die neuen Unausprechlichen.

Jetzt ruht der alte Mann schon an die sechzig Jahre in Groß-Strehlich in der kühlen Erde. An der Stätte seines einstigen Wirkens aber treibt das Leben kräftig weiter, das in seinen Tagen zu blühen begann. Mächtig regte es sich damals in den alten Mauern. Noch lag zwar das kleine Städtchen mit seinen rund dreitausend Einwohnern weit ab vom großen Zuge der Welt. Nur von ferne hörten sie das dumpfe Brausen der neuen Zeit. Noch standen zum größten Teil die alten Mauern, die einst den Bürger gegen die Außenwelt schützend und sperrend abschlossen. In ihrem Umkreis spielte sich noch in der Hauptsache das städtische Leben allein ab. Aber schon brach immer öfter hier und da einer ein Pförtchen durch die engende Mauer und trat hin-



cop. Pöbner-Verlag

Geburtshaus Gustav Freytags

aus in den hellen Sonnenschein, der befruchtend die Gärten segnete, die sich zwischen Mauer und Wall in dem längst trockenem Graben um die Stadt zogen. Wohlstanden noch die alten Tore, aber sie waren weit geöffnet und ließen ungehindert das neue Leben herein. „1823 Sonntags den 8. Juny Wurden die 3 Pforden der Stadt zum öffentlichen Gebrauch bei Tage aus und ein zu gehen geöffnet, zur Bequemlichkeit und zum Wasserholen der Bürgerschaft —“ schreibt ein ehrfamer Handwerksmeister der Zeit. Noch war auch der Ziegelturn des alten Schlosses, dieser wetterharte vierschrötige Gesell, neben Kirch- und Rathaus-

turm das eigentliche Wahrzeichen der Stadt. Dem jungen Bürgermeister Johne war er ein ehrwürdiger Zeuge längst verklungener Zeiten. Er glaubte ihn von den alten Kreuzherren am Ausgange des Mittelalters erbaut. In Wirklichkeit reicht aber das Alter des „Schloßturmes“ doch nicht so hoch hinauf. Er ist sicherlich erst beinahe zwei Jahrhunderte später erbaut worden. Das alte Schloß zu seinen Füßen war noch erheblich jünger. In seiner damaligen Gestalt dürfte es vielleicht dem Anfange des 18. Jahrhunderts entstammt haben. In Gust. Freytags ersten Jahren bildete es mit einigen Nebengebäuden noch eine kleine Welt für sich, durch Zaun u. Mauer von dem Gebiet städtischer Jurisdiktion reinlich geschieden.

Ein Oberamtman hielt dort strenges Regiment.

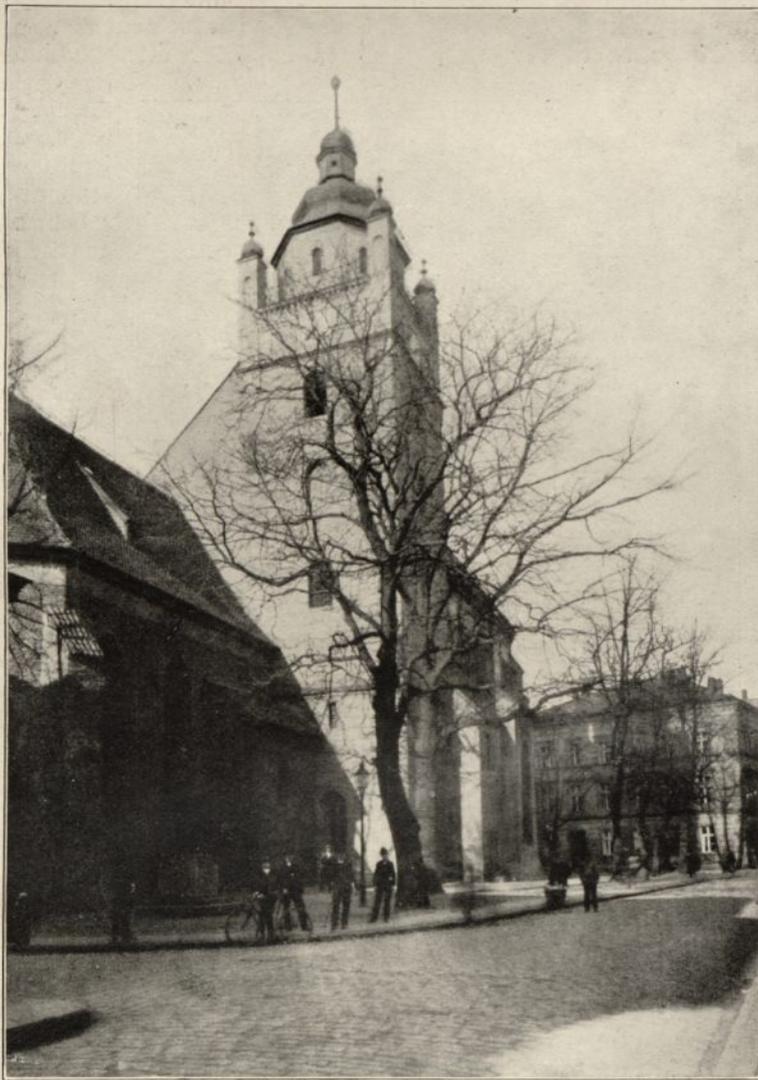
Doch 1821 wurde der Domänenacker u. der seit langem schon als Wiese genutzte

Schloßteich an die Meißtbietenden verkauft, ebenso die Wirtschaftsgelände

und das Schloßbräuhaus samt seiner Gerechtigkeit. Das Amt Kreuzburg wurde aufgelöst. In das Schloß zogen „die Gerichte“ ein. In den Nebengebäuden wurde das Gefängnis eingerichtet, der Rest als Wohnungen vermietet. Die Grenze zwischen Schloß- und Stadtjurisdiktion fiel. Auch das war ein Zeichen der neuen Zeit. Noch aber fehlte so vieles, was den Kindern unserer Tage so vertraut ist. In der Sil-

houette des Stadtbildes vermiste man noch die hohen Fabrikschornsteine. Erst nach der Mitte des Jahrhunderts rief die Stadtmühle die Dampfkraft zu Hilfe. Dafür drehten sich damals noch, was jetzt fehlt, die langarmigen Flügel einer Lohmühle langsam im Winde, wo sich heut die weitläufigen Gebäude einer Gerberei hinziehen. Und hinter der „Pastoren-

pforte“ auf dem alten Stadtteichdamm blühten die Maulbeerbäume — ich habe selbst als kleiner Junge die schwarzen und weißen Früchte noch genießen können, — deren Blätter die Raupenzucht im Armenhause des Königs nähren sollten. Wo aber heute in hoher Werkstatt sehnige, rußgeschwärzte Arme das rotglühende Eisen bei hellem Hammerklang in den Dienst des Menschengeistes zwingen, wo heut die Säge singend rasch durch die stöhnenden Stämme fährt, da freute sich damals der ehrsame Bürger, der in buntem Rock u. hohem



cop. Vbbnir-Verlaag

Evangelische Kirche in Kreuzburg

Hut, die tugendsame Chewirtin am Arm, gemessenen Schrittes hinauspilgerte zur „Conterei“, wo im kühlen Schatten altersgrauer Bäume ein gutes Bier verschenkt wurde, *) nur an saftigem Wiesengrün und rauschendem,

*) Die „Conterei“ ist die heutige Kgl. Domaine Neuhof, früher eine Romthurei — daher der Name — der Kreuzherren mit dem roten Stern vom Hause „St. Mathias“ zu Breslau.

wogendem Korn. Noch kreuzte kein Schienenstrang seinen Weg, wo heute in raschem Fluge fauchend das Dampfroß an dem Wandrer vorüber eilt. Wo heute bei stets wachsendem Verkehr am Bahnhofe sich in buntem Gewimmel die Menschen um die schwärzlichen Züge drängen, dehnten sich damals die feuchten, sumpfigen Gefilde des Stadtvorwerks. Still und langsamer vollzog sich damals in den Tagen der seligen Postkutsche der Verkehr. Auf breitem, schwankendem Reisewagen zogen die Reisenden staubbedeckt durch die alten Tore über die „poll'sche“ und die „Kirch-Gasse“ ein, froh dem Rütteln und Stoßen der holprigen Landstraße entronnen zu sein, wo in unsrer Gegend die knarrenden Räder entweder bei sengender Sonnenglut tief im Sande mahlen oder bei Nacht, aber dauernd rinnendem Landregen bis an die Achse im Schmutz und Schlamm versanken und gar ganz stecken blieben. Vielleicht hatte man auch üble Bekanntheit gemacht mit einem Fuhrmann, der zu tief und zu oft ins Glas geguckt. Gustav Freytag hat's auch erfahren. Damals hatte es eben noch einen ganz anderen Inhalt, das Wort: wenn einer eine Reise tut, da kann er was erzählen. Stauend lief in dem kleinen Kreuzburg von anno dazumal alles zusammen, und neugierig zeigten sich an Türen und Fenstern allenthalben alte und junge Gesichter, fuhr ein fremder Wagen rumpelnd über's Pflaster; denn selten genug kam's vor. Nach Pitschen verkehrte damals nur dreimal in der Woche die regelmäßige Post. Heut eilen Züge an einem Tage sechsmal hin und kehren sechsmal wieder, und auch das will nicht mehr genügen. Für Gustav Freytag war ein Ausflug dorthin noch eine wichtige Begebenheit, eine weite Reise. Das Leben, der Gesichtskreis der meisten Bürger beschränkte sich auf das städtische Weichbild, höchstens, daß man auf hochbepackten Wagen zwischen Rippen und Kisten hochend zu Jahrmärkten in die nächsten Nachbarstädte zog. Das war die Welt der Bürger von damals. Still und friedlich, unbekümmert und wenig berührt von jener größeren Welt draußen lebten sie in ihren Mauern die „gute alte Zeit“. Freilich, ob wohl die Leute von damals in das Lob der „guten“ Zeit eingestimmt hätten? Die Zeit war schwer. Lange seufzten die Bürger unter der Last der Kriegsjahre. Erst die schier unerschwinglichen Abgaben, dann die Opfer für den Krieg. Dazu zog alles, was die Arme regen konnte, mit hinaus in den Kampf fürs Vaterland. Die Werkstätten standen leer. Die starken Hände, die den Pflug und die Sense führen sollten, waren fort und brachten Säbel und Flinte. Und mancher kehrte nicht wieder. Für sie alle, die draußen auf dem

Felde der Ehre ihr Blut und Leben gelassen, läutete man im Juli des Jahres 1816 die Glocken und einte sich zu einer Gedächtnisfeier. Die Friedenseiche an der Kirche kann davon erzählen. Es war am 4. Juli, kurz vor dem Jahrestage des Einzuges in Paris. Schon am Vorabend hatten die Glocken geläutet, nun riefen sie in der Frühe wieder zum Gotteshause. Die Predigt ging über den von Berlin aus vorgeschriebenen Text: „Das sei ferne, daß wir fliehen sollten. Ist unsre Zeit gekommen, so wollen wir ritterlich sterben, um unsrer Brüder willen und unsre Ehre nicht lassen zu Schanden werden (1. Maccab. 9, 10)“ und „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben. Die Geduld Hiobs habt ihr gehört, und das Ende des Herrn habt ihr gesehen; denn der Herr ist barmherzig und ein Erbarmer (Ep. Jac. 5, 11).“ Zweckmäßige Vorträge und Gesänge verschönten die ernste Feier. Die Stadt hatte noch etwas Besonderes vor. Auf dem Rathause versammelte sich der Magistrat, die Stadtverordneten und die Bezirksvorsteher, dazu wer von den Bürgersleuten und Einwohnern der Stadt Lust und Muße hatte. Acht Mädchen in weißen Kleidern trugen, als sich alles zu feierlichem Zuge geordnet hatte, zwei junge Eichenstämmchen nach dem alten Begräbnisplatz an der evangelischen Stadtkirche. Die sollten dort eingepflanzt werden, um zu wachsen und zu grünen und den kommenden Geschlechtern das Andenken der Gebliebenen der großen Zeit zu predigen. Unter Gesängen des Rektors, des Cantors und des Lehrers — das waren damals die sämtlichen Schulkräfte der Stadt — wurden sie eingesetzt. Heut sind es ragende Bäume, die schon manchen Sturm erlebt haben. Als hier die Feier beendet war, ging derselbe Zug nach dem Rathaus zurück und von dort hinaus vor's polnische Thor. Dort sollten bei dem kleinen, schon arg baufälligen Schrotholz-Kirchlein der katholischen Gemeinde gleichfalls zwei Eichen gepflanzt werden. Das ist denn auch am Rande der dort vorbeischießenden Stober geschehen. In den Kirchen aber wurden Ehrentafeln aufgehängt, in die die Namen der Gefallenen und der später verstorbenen Mitkämpfer zu bleibendem Gedächtnis eingetragen wurden. Einem der Toten, dem Seconde-Lieutenant Neugebauer aus Schmaradt, setzten die Stände des Kreises auf dem Kirchplatze noch ein besonderes Denkmal von Stein in einfacher Form, geziert nur mit dem Eisernen Kreuz. Neugebauer hatte in einem ostpreussischen Kürassierregiment gestanden und war bei Montmirail gefallen. Später wurde in einem stillen Winkel der Promenadenanlagen der Stadt im Schatten einer alten, breitästigen Eiche ein schlichter Gedenkstein für die Völker-



cop. Phönix-Verlag

Burg der Kreuzherren in Kreuzburg

schlacht von Leipzig errichtet, kein kunstreiches, wertvolles Denkmal, aber doch auch ein Zeichen, wie die Bürger Kreuzburgs das Andenken an jene große Zeit in ihren Mauern lebendig zu erhalten bemüht waren.

Die Wunden des Krieges heilten langsam. Aber nicht die allein waren es, die jene Jahrzehnte als eine Zeit der Not fühlen ließen. Da waren die vielen Neuerungen, die man kopfschüttelnd annahm, ohne doch im Augenblick gleich ihre Segnungen zu spüren und zu verstehen. Man sah zunächst nur, daß mit vielem, was einem von Jugend auf vertraut und lieb war, was man bisher immer für die weiseste Staatseinrichtung hatte halten müssen, gründlich aufgeräumt wurde. Ueberall mußte das Alte, in dessen bergendem Schatten man groß geworden war, einem unbekanntem Neuen weichen. Von dem neuen grellen Licht fühlte man aber zunächst nur das Stechende, Blendende in den Augen. Der Handwerksmeister, bisher unter der engen Fessel des Zunftzwanges stehend, der ihm freilich auch jede unbequeme Konkurrenz fern gehalten, klagte über die verderblichen Folgen der Gewerbefreiheit. Da sollte jetzt jeder das Recht haben, ein Handwerk zu treiben. Auch draußen auf den Dör-

fern konnten sie sich niederlassen, wo die besten Kunden wohnten, die Landleute, die früher nach dem Zwange des Meilenrechtes ihre Bedürfnisse in der Stadt hatten bestreiten müssen. Das mußte ja dem „goldenen“ Handwerk, der Säule des Bürgertums, den Todesstoß geben. Es mutet heute fast komisch an, wenn man bei meinem Chronisten von dazumal unter den Unglücksfällen, die im Laufe der Zeit die Stadt Kreuzburg betroffen haben, beim Jahre 1810 den Vermerk über die Einführung der Gewerbefreiheit findet. Ein anderer schreibt wenig später: als „die Gerechtigkeiten“ und der Zunftzwang aufgehoben wurden, „da dachte man schon, es müsse alles aufhören.“ Die Klagen wurden tatsächlich nicht so mit Unrecht geführt. Mein Chronist hat Recht: „sehr viele sind dadurch zu Schaden gekommen, in dem sie kurz vorher, eine dergl. theure Gerechtigkeit erkaufft, (die) dann keinen Werth mehr hatte. Aber auch viele, viele Mündel hatten Ihr Erbteil dadurch verloren, weil man dergl. Gelder auf diese Gerechtigkeiten am liebsten geliehen, und am sichersten untergebracht zu haben glaubte.“ Auch in den Magistratsberichten finden sich immer wieder Klagen darüber, daß der städtische



cop. Phönix-Verlag

Rathaus in Kreuzburg

Wohlstand abnehme. Der Wert der Gerechtigkeiten sinke durch das Ansiedeln zahlreicher Gewerbetreibender in Stadt und Land. Der Zinsertrag der auf den Realgerechtigkeiten haftenden Kapitalien nehme ab. Die Folge sei ein auffälliger Verfall der Gewerbe. Verschärfend trat hinzu, daß der Handelsverkehr mit Polen ständig abnahm. Auch die städtischen Ackerbesitzer hatten zu klagen. Früher waren sie von Naturallieferungen, von Pferdegestellung und Spanndiensten für den Staat so gut wie ganz frei gewesen. Jetzt wurde ihnen das alles zu den alten Lasten aufgebürdet. Nun waren durch die Kriegsläufe „viele aus fremden Ländern“ in die Stadt gekommen. Das war ein Element der Unruhe. Rein Wunder, wenn der Magistrat da in einem Bericht einmal klagt, „daß die Stimmung der Einwohner sehr zum Mißmuth inclinire.“ Und die das Regiment in Händen hatten, die Stadtväter, saßen stöhnend zusammen und rechneten und schrieben dicke Aktenbündel voll. Es galt die schweren Steuern aufzubringen, die die Regierung forderte, die saure Ablösung der Reallasten des städtischen Besitzes zu vollbringen. Die Rämmercidörfer Ober- und

Nieder-Ellguth, früher der Stadt untertan und eigen, sollten frei werden. Es war vorbei mit der Hörigkeit der Bauern. Prozesse mußten geführt werden. Dazu die vielen neuen Einrichtungen, mit denen man lange nichts Rechtes anzufangen wußte und nicht zu Rande kommen konnte. Da war zum Beispiel das Justizwesen. „Ein einziger Mann hatte das Ganze zu verwalten, ohne einen vereideten Gehilfen zu haben. Es seien zwar bürgerliche Gerichtsbeisitzer ernannt,“ schreibt der Magistrat, „aber man sehe nicht, zu welchem Zwecke.“ Und so gab es noch tausenderlei, was drückte und quälte. Es ist dafür gesorgt, daß jeder Morgen seine sonderliche Plage habe. Die Zeit war auch damals doch nicht so rosig, wie die Alten unter uns wohl zunächst meinen, wenn sie sagen: ja zu meiner Zeit und überhaupt früher, da war das ganz anders, da war das alles viel besser und schöner.

Doch das war nur so wie das rauhe Stürmen und die bösen Regenschauer, wenn der Frühling ins Land kommt. Zwischen den Dornen auf den traurigen Trümmern der alten Zeit begann es überall zu knospen und zu sprossen. Die Leute, die von draußen, von

Frankreich, wiederkamen, hatten viel gesehen und wußten viel zu erzählen. Sie brachten reiche Anregungen mit. Der Bürger lernte empfinden, daß jetzt mehr Platz für ihn da sei zur Betätigung und Entfaltung seiner Kräfte. Er rappelte sich auf, mit der rasch vorwärts eilenden Zeit Schritt zu halten. Langsam kam wieder Geld ins Land, und zwischen den Mauern der kleinen Stadt begann es allorten zu blühen. Allenthalben zeigten sich Be- weise der aufle- benden Kraft des Bürgertums.

Seit 1814 wurde dafür gesorgt, daß mit dem Dunkelwerden die Stra- ßen der Stadt regelmäßig mit Oellampen er- leuchtet wurden. An eine Gasan- stalt war damals freilich noch nicht zu denken. An dem Baude 1819 niedergebrannten

Landarmen- hauses, der heu- tigen Irrenan- stalt, mag man- cher Bürger einen hübschen Gro- schen verdient haben. Das muß damals eine große Aufregung in der Stadt gewesen sein. Es war am 25. April, in der Nacht von einem Sonnabend zum Sonntag. Gegen 12 Uhr brach das Feuer aus, das zwei blinde Ar- menhäusler mit

Hilfe eines 15 jährigen Jungen angelegt hatten. „Dieses Feuer war schrecklich,“ schreibt mein Chronist, „das Haus brannte bis auf den Grund aus, nur das Kran- kenhaus blieb durch große Anstrengung und richtige Maßregel stehen: die Gefahr war groß, die zugleich der ganzen Stadt drohte, allein durch Gottes Güte, und gnädigen Schutz, war die Anstrengung der Menschen nutzbar. Beim Ausbruch des Feuers wurden gleich reitende Bothen abgeschickt, das aus Pitschen, Constadt und von Dörfern Spritzen und Menschen be- ordert wurden, die dieses Feuer mit löschen

helfen mußten, und so ist dieses Unglück glück- lich von der Stadt abgewendet worden. Bei diesem Brande ist ein Frauenzimmer, welches in Krämpfen gelegen, in diesem Hause ver- brannt, und ein ad. Fräulein ist 4 Stock hoch herunter gesprungen, ohne Schaden.“ Eine große Feuerpritze, die schon „1737 in dem großen Brande gegenwärtig gewesen und aus der Ge- fahr gerissen worden ist,“ hat bei diesem Feuer, wie bei vielen anderen, gute Dienste geleistet.

Die Stadt selbst kam auch langsam wieder zu Kräften, nicht zum wenigsten durch den Ver- kauf eines Teiles ihrer Ländereien. Bei der Auflösung des Domainen- amtes konnte sie die Schloßteich- dämmeerwerben. Heut ist das der schönste Teil ihrer Promenadenan- lagen, ihr beson- derer Schmuck. Damals konnte auch die früher mit Schindeln ge- deckte Stadtkirche ein Ziegeldach er- halten. Der Turm erhielt eine neue Haube von „Eng- lischem Blech.“ Wenige Jahre später hatte die katholische Ge- meinde endlich die Mittel, an Stelle ihres kleinen, längstbaufälligen Schrotholzkirch- leins vor dem



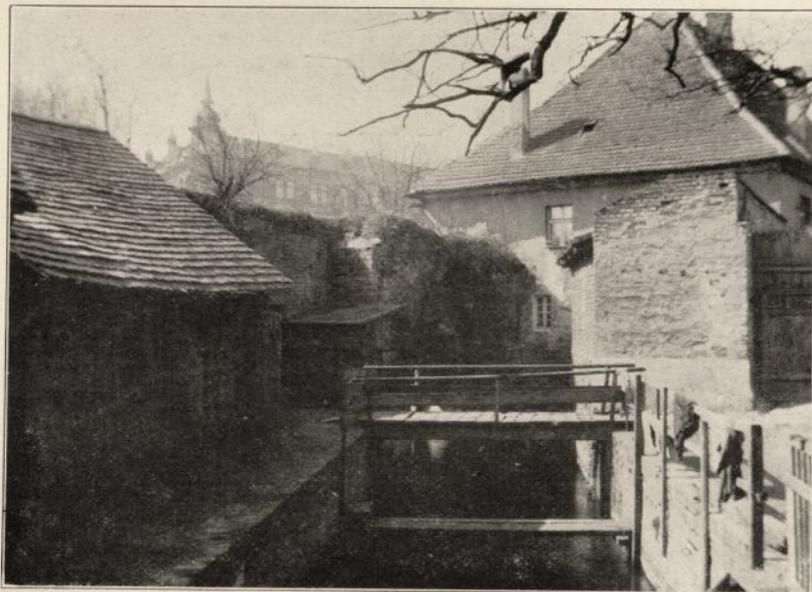
cop. Phönix-Verlag

An der Stadtmauer in Kreuzburg

polnischen Tore einen massiven Neubau auf- zuführen und dem einen stattlichen Turm anzufügen. Am 15. Mai 1822 wurde der Grundstein gelegt. Am 29. Juni 1823 schon konnte die Einweihung stattfinden. „Die alte Kirche hat so lange gestanden, bis die Neue fertig gewesen, und bei Einweihung der neuen erst Gottesdienst in der Alten gehalten, und dann der ganze Zug in die neue Kirche mit Musik und Gesang eingegangen; und also nach dieser Einweihung die alte Kirche abge- tragen worden ist. Früher ist auch eine neue Schule gebauet und den 29. September 1821

eingeweiht worden. Am Tage Peter Paul —“ schreibt eine alte Chronik. Das Schieß- und Lusthaus, das draußen am Stadtwalde etwa gleichzeitig mit der Gründung der Schützen-gilde im vorletzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts entstanden war, ging in eben der Zeit in den Besitz der Stadt über. 1828 wurde das Stadthaus, ein der Bürgerschaft und der Stadt gehöriges, seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts bestehendes Wirtshaus, „bis auf den Grund abgetragen und 3 Stock hoch aufgebaut, hinten ein Tanzsaal gegen den Bach Stober. 1829 wurde es bewohnt, und der Gasthof zum Fürsten Blücher genannt.“ Das Hotel blüht noch heut. In jenen Jahren erstand auch die jüdische Gemeinde auf der „Hintergasse“ ein Haus, um sich dort ein Betlokal einzurichten. So ging es allenthalben mählich, aber zuversichtlich vorwärts. Und wie die Bürger sich das Leben mehr und mehr angenehm und freudenvoll zu gestalten wußten! Ich möchte hier eine Stelle aus einem Bericht über ein 50 jähriges Meisterjubiläum einrücken, das im Jahre 1837 in der Schuhmacherinnung festlich begangen wurde. „... es wurde daher dem Jubelar den 5. September 1837 eine Abend-Musik gebracht, den 6. früh um 8 Uhr versammelt sich der Herr Alesor und daß Ehrsame-Mittel in die Zumpft, wo zu auch des Jubelars sein Sohn, welcher auch Schuhmacher-Meister hier selbst, seine 3 Schwieger Söhne . . . eingeladen wurden. Dan begab sich der H: Alesor und das Ehrsame-Mittel in die Behausung des Jubelars, brachte demselben seine Glück-Wünsche dar und über-

reichte Ihm zum Andenken ein paar Tassen, welche 2 r. 15 sg. kosteten, einen Kuchen und eine Flasche Wein zum Geschenk. — Darauf wurde der Jubelar von den H: Alesor und ein Ehrsamem-Mittel mit Musik in die Zumpft geführt, alwo den ganzen Tag über in allen Ehren und mit Würde ohne den geringsten Verdruß getrunken wurde. Des Abends wurde bey dem Gast-Wirth Müller bis gegen Morgen getanzt.“ Mehr noch zeigte sich das Erstarken des Bürgertums bei den Feiern zum Gedächtnis der Reformation und der Uebergabe der augsburgischen Konfession. Ueber die erstere findet sich im Taufregister der evangelischen Gemeinde folgende Eintragung: „Im Jahre 1817 wurde nach hoher Vorschrift am 31. Oktober und 1. November das dritte Reformationsjubiläum feierlich in hiesiger Kirche begangen. Am 2. Tage der Feier wurde die sämtliche Schuljugend der Stadt und des Armenhauses unter dem musikalischen Gesang: „Ein feste Burg ist unser Gott“ in feierlicher Prozession von dem Rathaus, wo sich die Lehrer mit den Schulkindern versammelt hatten, in die Kirche geführt. Es begleiteten diese: die beiden Prediger, einige Magistratsmitglieder und die Schuldeputation. In der Kirche wurde diese Feier durch Gesang der singfähigen Jugend noch mehr erhöht. Nachmittags wurde jedem Schulkinde ein Buch, worin Luthers Leben und Taten beschrieben ist, als ein Andenken an dieses große Jubelfest geschenkt. Die Commune hat durch milde Beiträge dieses zu Stande gebracht, auch die Fahne in der Kirche als Denkmal an das dritte Re-



formations-Jubiläum besorgt.“ Wenn auch die Cholera einmal schwere Opfer forderte, sie hemmte das Anwachsen und Emporblihen der Stadt nicht mehr. Reiche Stiftungen für die Armenkasse zeugen für wachsende Wohlhabenheit. 1843 tat sich die Bürgerschaft, angeregt von ähnlichen Bestrebungen draußen im Reich, zusammen, zur Gründung eines Sterbekassenvereins, der bis vor wenigen Jahren bestanden hat, zuletzt allerdings unter recht mißlichen Vermögensverhältnissen. Schon lange vorher, im Jahre 1826, hatte die Schuhmacherinnung unter sich eine eigene Sterbekasse gegründet, die im Cholerajahr manche Wunde lindern half. Die Gedanken, die draußen im Bürgertum, getragen von dem wachsenden Vertrauen und Bewußtsein seiner Kraft, lebten, hatten also auch in Kreuzburg Einzug gehalten.

Das mag auch Gustav Freytag noch empfunden haben, der bis zum Abgange seines Vaters öfters für längere oder kürzere Zeit in den freundlichen Mauern seiner Heimatsstadt einkehrte und dem kleinen Orte dauernd ein liebes Gedenken bewahrte. Auch hier mag er manches, was später aus seinen Werken in veränderter Gestalt uns wieder entgegen tritt, mit seinem gesunden Sinn und seiner nüchternen Beobachtungsgabe für den deutschen Bürger bei der Arbeit zuerst bemerkt und empfunden haben. Wer den Dichter in manchem recht verstehen lernen will, der wird sich deshalb wohl auch einmal für Augenblicke in die kleine Stadt mit ihrem Alltagsgetriebe zurückträumen müssen, in der vor beinahe einem Jahrhundert unseres Landsmannes Wiege gestanden.

Eichendorff in Wien

Ein Festspiel von Carl Biberfeld in Breslau

Personen:

Josef von Eichendorff
 Wilhelm von Eichendorff
 Philipp Weit, Maler
 Gruner, Burgschauspieler
 Meyring, Literat
 Die Romantik
 Die Nymphe (Lockung)
 Der Liebende (Frühlingsnacht)
 Der Betrogene (Das zerbrochene Ringlein)

Die Handlung spielt im Garten des Carolyschen Palais in Wien, der hinten durch eine Brüstung oder durch Buschwerk abgeschlossen ist. In der Mitte ein Laubbogen, in dem später die Bilder erscheinen. Daneben Gartentische und Stühle. Links das Schloß. Es ist helle Mondnacht. Gruner und Meyring treten im Gespräch aus dem Tor des Schlosses.

I. Szene

Gruner

Nur hier heraus! Nach all dem heißen Wein
 Ist mir die frische Märznacht ganz willkommen.

Meyring (in die Ferne sehend)

Und doch! — von Süden kommt ein Hauch geschwommen,
 Als zöge morgen schon der Frühling ein — —
 — (seufzt) Der Frühling —

(Beide setzen sich)

Gruner

Freilich! — stimmt Dich das nicht froh?
 Allein ich weiß, wem diese Seufzer gelten:
 — (mit Ironie) „Dem Völkerfrühling!“ nennt Ihr ihn
 nicht so?

Meyring

Freund — schweig —

Gruner

Ach was! ich hab ein Recht, zu schelten,
 Statt daß dem Wein Ihr zusprecht, habt die Zungen
 Ihr wieder drin mißbraucht im Redestreit.
 Und sind doch wahrlich sonst so frische Zungen,
 Die Eichendorffs und dieser Philipp Weit.
 Ja — wär es noch ein Kunstgespräch gewesen,
 Wie oft wir's führten, wenn mit heißem Blick
 Der Josef uns ein neues Lied gelesen;
 Doch nein — Ihr spracht nur von der Politik.
 Seht — ich begreif das nicht: Ein Glaserl Wein
 Und höchstens eine neue, schöne Rolle
 Scheint mir weit besser in der Zeiten Pein.

Meyring

Nun ja — Du sitzt warm hier in der Wolle!
 Du hast Dein Weiberl, Deinen grünen Prater

Und nährst Dich redlich auf der Bühne Feld,
Dir ist schon das Theater eine Welt,
Was kümmert da Dich groß das Welttheater?
Wir aber, die wir kühn, mit freiem Blick,
Dem nahen Morgenrot entgegenstreiten,
Wir fordern mehr als dieses enge Stück.

Gruener

Ich weiß, Du zählst ja auch zu den Gescheiten,
Du guckst ja auch ins Räderwerk der Staaten,
Du fragst nicht, welche Stunde mag es sein —
Nein — prüfst den Uhrmachern, den Diplomaten
Am liebsten selbst ins Handwerk mit hinein!
Ich rat Dir, Freundel, laß die Hand davon.
Sonst klopft dem superflugen Freiheitsjünger
Der Meister einmal gründlich auf die Finger. —

Mehring

Meinst etwa gar wohl den Napoleon?

Gruener

Was den? Der lehre nur vor seinem Herd!
Was scheert der Wälsche mich? Ich bin ein Wiener —
Und Franz mein Kaiser, der mich schützt und nährt.

Mehring

So lang er's kann — —

Gruener

Wer hemmt ihn?

Mehring

Seine Diener!

Glaub mir — nicht jener Korse, der die Welt
Durchrollt auf blutbesprühtem Siegeswagen,
Nicht er, von dessen Eisenfaust zer schlagen
Der morsche Plunder dieses Reichs zerfällt,
Nicht jener Große ist's, den fürchterlich
Der Fluch der deutschen Völker treffen sollte,
Nein dieser Kleine, dieser Metternich —

Gruener

Ist — schweig — Du predigst offene Revolte! —
Und hier? wenn Dich der Aldam Müller hörte —
Du weißt: er wohnt im Schloß —

Mehring

Er saß sogar

Mir gegenüber — und ich nahm es wahr,
Wie ihn mein Freimut mehr und mehr empörte.
Den fürcht ich nicht — ein schwärmender Phantast!
Ein Renegat! Mit dem sind wir längst fertig.
Auch gilt nicht uns sein Ingrim. — Gegenwärtig
Ist Preußen ihm weit mehr verhaßt!

Gruener

Sieh — darum fass' ich's nicht, was die Barone,
Die Eichendorffs, zu ihm just treibt —

Mehring

Vielleicht

Daß hier ihr junger Ehrgeiz mehr erreicht,
Als drüben, unter Preußens rost'ger Krone.
Denn dieser Müller gilt hier was; — es heißt,
Er sollt' hier eine Hochschule begründen
Nach preuß'schem Muster — doch nach seinem Geist.
Dort soll der Josef auch ein Lehramt finden.

Gruener

Ein Wunder wärs nicht! — öffnen sich doch Beiden
Die besten Häuser unsrer Residenz —
Graf Wilhel fördert sie — sogar der Genß —

Mehring

Um diesen Gönner möcht ich sie nicht neiden!
Allein — ich wünschte selbst, der Josef bliebe
Bei uns im Amt, hier winkt ihm, was er braucht:
Die Kunst, der Frohsinn, die Natur, die Liebe —
Kurz all der Reiz, in den dies Wien getaucht.

Gruener

Die Liebe laß nur aus dem Spiel. Du weißt:
Ihm blüht ein Bräutchen drüben, an der Grenze —

Mehring

Gewiß, doch flieht sein leichtbewegter Geist
Drum unsre Schönen nicht, noch unsre Tänze.
Und gings zum Abschied, würd's ihm weiblich schwer!

Gruener

Wie? Denkt er denn daran?

Mehring

Freund — ich vermute,
Er lud uns heut nicht ohne Grund hierher,
Ich sah es, wie sein Auge auf uns ruhte,
Als wollt er uns, das Schloß, dies schöne Wien
Mit einem letzten langen Blick umfassen.

(Die beiden Eichendorffs und Beit treten aus dem Schlosse.)

Mehring

Doch sieh — da kommt er selbst. Wir wollen ihn
Dem Freunde und dem Bruder lassen!

(ab ins Gebüsch)

II. Szene

Josef, Wilhelm und Beit

Josef

Nein — Wilhelm, dränge nicht! es ist beschlossen!
Zahlt Einer an das Vaterland den Zoll,
So ziemt es mir, des Hauses jüngrem Sprossen.

Wilhelm (schmerzbewegt)

Wüßt ich nur, wie ich das ertragen soll?
Ein Leben lang vereint, von Jugend auf
Uns zuteilt, durch all die tausend Wonnen
Gemeinsamen Erlebens eng umspinnen,
Ein Zweigestirn, bestimmt zu gleichem Lauf,
Das waren wir! Und nun ziehst Du ins Weite!
Wie trag ich dies?

Beit

Mit jenem Opfergeist,
Der heut den Satten von der Sattin Seite,
Die Söhne von der Mutter Herzen reißt.
Glaub: — mich auch lockt es nicht ins Kampfgewühl,
Nicht zu des Sieges blutigem Phantome;
Im Dämmerfrieden hochgewölbter Dome
Sucht meine Kunst sich sonst ihr stilles Ziel.
Hier aber ruft die Pflicht hinaus — und wer
Kein Feigling ist, der folgt dem Preußenkönig!
Sein Wort schlug in die Herzen, tausendköinig,
Auch in die unsern —

Josef (in tiefer Bewegung)

Und doch fällt mirs schwer!
 Mein Bestes laß ich mit dem Bruder hier,
 Mein Teuerstes daheim mit jener Schönen,
 Die nun so bald mein Leben sollte krönen —
 Und ach — wie viel noch sinkt im Nebel mir: —
 Dies Wien mit seinen Kirchen und Palästen,
 Mit seinem Rebekranz den Strom entlang,
 Mit seinen Künstlern, seinen bunten Festen,
 Mit seinen Gärten voller Zitherklang,
 Die Heimat, mit dem Vaterschloß, dem Hügel,
 Von dem der Blick weit in die Lande flog,
 Indes die Wälder rauschten und im Spiegel
 Der Oder drunten hell das Segel zog.
 Das Alles laß ich nun zurück — und auch
 Die Stätten fröhlicher Erinnerungen:
 Das alte Breslau, wo im Morgenhauch
 Der Jugend ich mein erstes Lied gesungen,
 Die Aedartstadt, wo vom bekränzten Nachen
 Mein Jauchzen scholl, wo an des Schloßbergs Rand
 Wir mit dem Weisesten, den je ich kannt',
 Im Morgenglanz von allem Hohen sprachen —
 Wohl steigt das farbig vor mir auf, doch schon
 Verhüllt der Pulverrauch die Bilder wieder!
 Vorbei! Vorbei! die Kerzen brennen nieder,
 Das Fest ist aus — und alle Gäste flohn —

Zeit (reicht ihm die Hand)

Nur Einer nicht. Dein Freund — er geht mit Dir,
 In Kampf und Not gibt er Dir das Geleite

Wilhelm

Und ruhiger fließt jetzt die Seele mir,
 Weiß diesen Wahren ich an Deiner Seite.

III. Szene

Gruner, Mehring kommen zurück mit den Uebrigen

Mehring

Da seid Ihr ja. Es wird spät — wir müssen gehn —

Josef

Halt — nur ein Wort. Habt Dank, daß Ihr erschienen —
 — — Wir werden lange uns nicht wiedersehn —
 Ich reise —

Mehring

Las ichs doch in Euren Mienen!
 Allein vergebens forsch' ich nach dem Grund.

Gruner

Da treibt Euch was — da ist was nicht geheuer —

Mehring

Ich faß es nicht. Dies Wien schien Euch so teuer
 Und auch ein wenig unser Freundesbund!

Josef

So hört mich an. Ihr wißt: das Volk erwacht,
 Entgegen rauscht mit kühnem Flügelschlage
 Der Adler Preußens durch die öde Nacht
 Dem heiß ersehnten, freiheitschwangren Tage.
 Aus Schloß und Hütten stürmt der Strom herbei,
 Gleichwie das Eis im Lenz die Bäche sprengen,
 Und jäh im Absturz durch die Täler drängen,
 So schwillt er durch die Lande stolz und frei.

Sagt — soll ich abseits stehn, soll feigen Muts
 Den Kämpfern ich die Siegeslieder leiern?
 Soll dieser Arm im heiligen Kriege feiern?

Gruner

Ja — dreimal ja — was braucht denn Eures Bluts?
 Was siehts Euch an, ob dieser Erzthron?
 Ein Volk um's andre sieggewiß zerstampfe?
 Zählt Ihr vielleicht zu dem gemeinen Troß?
 Bei uns grünt Euch der Lorbeer, nicht im Kampfe —

Josef

Die Antwort könnt ich füglich schuldig bleiben —
 Ihr sprecht, wies einem Mimen nur bedünkt
 Soll ich für Eure Bühnen Verse schreiben,
 Wenn mir des Kämpfers ernste Rolle winkt?

Mehring

Das nicht, mein Freund! Allein — erwägt das Ziel!
 Ihr stürmt hinaus, begeistert — ungeduldig —
 Doch lohnt der Einsatz auch das blut'ge Spiel?
 Seid Eurem Volke Ihr nicht größ'res schuldig?
 Das Banner, dem Ihr jetzt entgegenbebt,
 Das wehte nicht voran im Kampf der Geister!
 Fragt Goethe doch — den größten unsrer Meister,
 Ob das die Freiheit sei, die er erstrebt?!
 Sein Ringen galt nicht eitlen Fürstenglücke:
 Auf des Gedankens stolzen Pfeilern spannt
 Sein Genius von Land zu Land die Brücke!
 Gibt es ein höhres?

Zeit

Ja! das Vaterland!

Das Volk! Hier wird sein Hoffen nicht versagen!
 Freiwillig, freudig folgt es dem Geheiß
 Und wo sich Volk und Herrscher einig weiß,
 Darf er getrost sich an das Höchste wagen.

Mehring (reicht Josef die Hand)

Seis denn. Lebt wohl und glaubt — ich ehr den Mut,
 Der in dem Kampf Euch reißt —

Josef (allen die Hand schüttelnd)

Lebt wohl Kameraden!
 Du Bruder auch! Laßt in der Mondnacht Flut
 Noch einmal mich die volle Seele baden.

Alle ab

IV. Szene

Josef (allein in die Ferne blickend)

Schwarz dehnt die Gasse sich — nur einsam noch
 Zuckt irren Scheins durchs Dunkel die Laterne.
 So flackern trübe meines Lebens Sterne —
 O Raufsch — o Jugend — wie verflögt Ihr doch!
 In Nacht und Grauen sinkt Ihr, und der kühn
 Noch gestern stürmte zu des Tempels Stufen,
 Wo hell des Ruhmes ewge Feuer glühn,
 Liegt bald vielleicht im Staub — unter den Hufen!

V. Szene

Die Fee der Romantik (näbert sich)

Josef

Und tu ich Recht? Ist es des Himmels Schluß,
 Ein Dichterleben in den Kampf zu stoßen?

— — — In Lauchstädt wars, dort sah ich jenen Großen,
Von dem der Freund mir sprach — den Genius —

Die Romantif (streicht ihm über das Haar)
Denkst Du daran? Siehst Du, wie einst, Dich wieder
Des Meisters harren dort im Laubengang?
Vom hellen Schlosse schwirrt der Geigenklang
Und frohe Menschen wandeln auf und nieder,
Aus steif verschnitten, dichten Tarushecken
Grüßt licht der Marmorbilder heilige Pracht,
Und dicht verschlungne, lauschge Gänge wecken
Den Traum von mancher süßen Liebesnacht.
Ein Knistern, wie von seidnen Gewändern,
Der Sporen silbertöniges Geklirr,
Von schwarzen Locken und von bunten Bändern,
Von goldbetreßten Röcken ein Gewirr.
Erhabner Geister ernste Wechselrede
Und schwüle Verse, in die Nacht gehaucht,
Und Lachen — und des Witzes muntre Fehde —
Und alles dies in Mondenlicht getaucht —
Das ist das Bild, das wieder Deinem Blicke
Sich zeigt — was störte dieses bunte Spiel
Das Himmelszeichen, das auf die Gesichte
Der Völker wie ein Flammenregen fiel?
Was schreckte diese Welt des Krieges Toben,
Der Sturmwind einer gährend neuen Zeit?
Sie wandelte, vom Genius erhoben,
Im Sphärenkreise der Unsterblichkeit.
Und du, dem ihren Kranz ich zugedacht,
Dem tief mein Lied ich in die Seele senkte,
Du fliehst, Du strebst hinaus ins blutgetränkte,
Ins staubbedeckte Trümmerfeld der Schlacht?

Josef (staunend)

Wer bist Du?

Romantif

Kennst Du mich nicht? Sinne nach! —
Da in Summin Du in des Birnbaums Zweigen
Dich wiegestest — da war ichs, die zu Dir sprach —
Da ließ ich meine Märchen Dir ersteigen,
Ich wars, die Dir ins Herz die Liebe goß,
Ich trug in meines Zaubermantels Falten
Dich tausendmal schon in mein Feenschloß!

Josef

Wie? Du? Und was willst heute Du?

Romantif

Dich halten.

Sieh! alles quillt Dir rosig hier entgegen,
Daraus der Dichter seine Kränze flieht,
Du aber trägst den reichen Blütenseggen
Hinaus ins Kampfgewühl —

Josef

Mich ruft die Pflicht!

Romantif

Die Pflicht? Wie hass' ich diese graue Spinne!
Zerreiß ihr Netz — und steig an meiner Hand
Auf in mein Schloß — kein Feind droht seiner Zinne
Und tief im Frieden liegt mein Märchenland

Josef

Ich — — — darfs nicht —

Romantif

Nun — da ichs denn nicht vermag —

So mögen jene Lieder für mich sprechen
Die Du erfannst, da über Lu'n und Bächen
Und Höhn und Tälern noch der Frieden lag.

Der den Bogen abschließende Prospekt geht
auf, man sieht, in eine Berglandschaft, deren Hintergrund
stets der gleiche bleiben kann. (Zum Dekorationswechsel
genügen einige Verfaßstücke).

1. Bild

Lothung (Von Eichendorff)

Die Nymphe.

Hörst Du nicht die Bäume rauschen
Draußen durch die stille Rund'?
Lockt's Dich nicht, hinabzulauschen
Von dem Söller in den Grund,
Wo die vielen Bäche gehen
Wunderbar im Mondenschein,
Und die stillen Schlösser sehen
In den Fluß vom hohen Stein?

Kennst Du noch die irren Lieder
Aus der alten, schönen Zeit?
Sie erwachen alle wieder
Nachts in Waldeseinsamkeit,
Wenn die Bäume träumend lauschen
Und der Flieder duftet schwül
Und im Fluß die Nixen rauschen —
Komm herab, hier ist's so kühl.

(Das Bild verschwindet)

Romantif

Lockt Dich der Zauber nicht?

Josef

In stillen Nächten,

Da keine andre Stimme mahndend klang,
Da stand ich wohl am Fenster, stundenlang,
Und sah die Nixen ihren Reigen flechten,
Heut aber ruft mich aus dem Mondenlicht
Der Brüder Stimme in das Kampfgesilde —

Romantif

Ich weiß, Dein Herz schlägt einem Mädchenbilde
So höre, was die Liebe werbend spricht —

2. Bild

Frühlingsnacht (Von Eichendorff)

Der Liebende (Gesang)

Ueberr Garten, durch die Lüfte
Hört' ich Wandervogel ziehn,
Das bedeutet Frühlingsdüfte,
Unten fängts schon an zu blühen.

Zauchzen möcht ich, möchte weinen,
Ist mirs doch, als könnst nicht sein!
Alte Wunder wieder scheinen
Mit dem Mondesglanz herein.

Und der Mond, die Sterne sagen's,
Und in Träumen rauschts der Hain,
Und die Nachtigallen schlagen's:
Sie ist Deine, sie ist Dein.

Romantik

Ja — sie ist Dein! Und sieh — der Lenz wird wach
Und streut auf Eure Liebe seine Blüten,
Und lockt Euch lächelnd in das Brautgemach.
Sag — willst Du dieses stille Glück nicht hüten?

Ich weiß — Du zagst nicht, wo Gefahren drohn,
Doch um die Teure wirst vielleicht Du beben.
Wie leicht brach eines Mädchens Treue schon!
Leicht, wie das Ringlein, das sie Dir gegeben.

3. Bild**Das zerbrochene Ringlein**

(Von Eichendorff)

Der Betrogene (Gesang)

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnt hat.

Sie hat mir Treu versprochen
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör ich das Mülrad gehen,
Ich weiß nicht, was ich will,
Ich möcht am liebsten sterben
Da wärs auf einmal still!
(Das Bild verschwindet)

Joseph

Nein — schöne Fee! Dein Trugbild schreckt mich nicht,
Denn die ich liebe, wird kein Falsch je hegen,
Umsonst! — Dein Loebild wird mich nicht bewegen
Treu bleib' ich mir — und der beschwornen Pflicht!

Die Fee ist rasch abgegangen, leiser Donner, ein
Wolkenvorhang senkt sich über das Ganze — Musik —

4. Bild

Man sieht den jungen Eichendorff, auf der Summer
Schloßterasse am Gläser- und Flaschenbedeckten Tisch,
5—6 Personen, darunter eine junge Dame.

Josef von Eichendorff (das Glas in der Hand)

Du Fee — die Du mich in Dein Märchenland
Gelockt, da draußen scharren schon die Kasse,
Hier geb ich Antwort Dir — im Vaterschlosse
Den vollen Abschiedsbecher in der Hand.
Dereinst wohl, wenn der Frieden wieder lacht,
Will froh ich mich zu Deinen Quellen beugen,

Jetzt aber ruf's hinaus mich in die Schlacht —
Und dieses letzte Lied soll dafür zeugen.

(Zu den Aebriken gewandt)

Abschiedstafel

(Von Eichendorff)

So rückt denn in die Runde!
Es schleicht die Zeit im Dunkeln,
Sie soll uns rüstig finden
Und heiter, stark und gut.
Gar viel ist zu vollbringen
Gar vieles muß mißlingen.
So mag die letzte Stunde
Nachleuchten uns und funkeln.
Wo unser Pfad sich winden,
Wir sind in Gottes Hut.

Dem Bruder meines Lebens,
Der fern, mit mir zusammen
Sei denn aus Herzensgrunde
Das erste Glas gebracht.
Ich brauch ihn nicht zu nennen
Er aber wird sich kennen.
Viel Land trennt uns vergebens
Ihm soll dies Wort, die Stunde
Durch alle Aebren flammen
Wie ich an ihn gedacht.

Zu Dir nun, heitre Schöne,
Wend ich mich voll Gedanken,
Wie sie zu Dir sich wenden,
Muß ich so fröhlich sein.
So weit Poeten wohnen,
So weit der Wälder Kronen
So weit kunstreiche Töne
Die heiteren Gedanken
Und Himmelsgrüße senden:
Ist alles mein und Dein.

Ihr aber, klug' Gefellen,
Die hier mit in dem Kreise,
Wie quält Ihr mich seit Jahren
Mit weisem Rat und Wort.
Stoßt an — es sei vergessen!
Im Meere ungemessen
Sind viele tausend Wellen
Und tausend Schiffe fahren
Ein jedes seine Reise!
Komm jedes in seinen Port.

Vom Berg hinabgewendet
Seh' ich die Ströme, Zinnen,
Der Liebsten Schloß darunter —
Nun, Morgenlohe, hülle
In Glorie Dein Reich.
Dir, tieflebendge Fülle,
Schleud'r' ich das Glas hinunter
Mir schwinden alle Sinnen,
So wend ich mich geblendet,
Gott segne Dich und Euch!

(Er schleudert das Glas hinunter, Musik, der Vorhang fällt.)